~~Sch. Ott. deutsche p. 177.~~

P. O. germ. 699 h

Kohler

B. L. 4163. d.

<36635079610016

<36635079610016

Bayer. Staatsbibliothek

Rosmaesler del. G. Frosch sc.

Bauer Martin der Mörder.

Von

Filibert.

Mutato nomine de te fabula narratur.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen. 1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meinem

geliebtesten Freunde

Otto v. M.

— wie der Mensch nur sagen kann: Hier
bin ich,
Daß Freunde schonend seiner sich erfreun,
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!

Vorrede.

Die Beschränktheit des Menschen äußert sich in nichts so deutlich, als in der ewigen Ungleichheit der Wagschalen seiner Neigungen und Kräfte. Eine Leidenschaft darf sich in ihm erheben — und ohne Werth fliegen alle andern Wünsche seiner Seele in die Höhe. Seine Vernunft gleicht einem fehlerhaften Damm, der bald da, bald dort durchbrochen wird, und dessen armseliges Flickwesen der Flut nicht widerstehen kann, die mit täglich neuer Gewalt ihr natürliches gewohntes Bette sucht. Gesetzt,

der Tyrann empfände Rührung bey der Schilderung des Elends, das er stiftet — warum nicht? fließt nicht Menschenblut in seinen Adern? gebar ihn nicht eine Mutter? Aber morgen — ach morgen schwillt die Brust ihm wieder von Grausamkeit: morgen ist er wieder der undurchdringliche, der Felsen, auf dem das Saamenkorn der Liebe keinen Boden findet.

Wie sollte Martin hoffen, daß seine Seufzer Herzen treffen könnten, um welche Vorurtheil der Geburt, Eigennutz, Herrschsucht, Bigotterie, moralischer Stolz, oder Weisheitsdünkel ihre Felsenrinde zogen? Was kann dem armen Martin Theilnahme erwerben? Er hat keine Fürsprache als sein Elend,

er kann keine Freunde, als Menschen gewinnen. Und dieses Elend — es ist so gewöhnlich, es scheint der Darstellung so wenig werth! Und der Menschen, die durchaus in jedem den Menschen von seinen Zufälligkeiten scheiden, und Glück und Jammer des Unbedeutendsten für so wichtig, als Herrlichkeit und Unglück des Höchsten achten — der Menschen ist eine so kleine Anzahl — sie sind fast alle in Herrn und Knechte, in Edelleute, Bürger, und Bauern verwandelt, und der Spruch — homo sum etc. — gilt für eben so wahr, und wirkt so wenig, als ob er in der Bibel stände.

Nicht als ob der Spruch selbst nur in

weniger Munde, nicht als ob es nicht Sitte wäre, sich selbst und andern das Compliment der Menschlichkeit zu machen. Humanität ist jetzt für viele, was für viele Weiber leider! ihre Tugend ist — ihr Stolz, oft ihr einziger Werth, und doch eine große Last, welche die meisten gern los wären, und in geheim los zu werden wissen — das täuschende Licht, das ein Hohlspiegel auf Rauch und Schatten wirft. Unter diesen Menschen wandelt der eigentliche Mensch, wie in einer Gemähldegallerie. Begeisterung hebt seine Seele, Elysiums Luft wähnt er zu athmen, Götter und Göttinnen umschweben ihn, aus tausend Augen winkt ihm Liebe und Freude — seine Arme

strecken sich aus — ach, es ist gemahlte Leinwand, die ihn umgiebt, es ist Kunst, die sein Gefühl bezaubert — und kann sie mehr als seine Seele mit Sehnsucht füllen nach einer Natur, wie diese Kunst ihm zeigte?

In einsamer Stille, in glücklicher Verborgenheit, entwarf meine Seele, zeichnete meine Hand das Gemählde, das diese Bogen dem Leser enthüllen werden. Eine Natur wie diese existirt — die Kunst konnte dabey der Begeisterung entbehren, welche sie Ideale finden lehrt, und eben darum muß Treue, Wahrheit das größte Verdienst des Künstlers seyn, der solche Gemählde entwirft. In wie fern ich dieses Verdienst erreichte, und überhaupt geschickt bin

es zu erreichen, welchen Antheil mein Talent, meine Auswahl, an der Darstellung und dem Eindrucke von Martins Geschichte hat, mögen meine Leser beurtheilen. Aber nehme keiner mein Buch in die Hand, der nur sich allein, wie er ist, durch Zufall scheinbar unabänderlich bestimmt, nicht sich als Bettler, als Bauer, als Verbrecher sogar denken kann, kein engherziger Mensch — also kein ahnenstolzer Gutsherr, kein proceßsüchtiger Advocat, kein geistlichstolzer Pfarrer, kein Unfehlbarer, wie er heißen möge — wie Krähenaugen würde ihm, dem blindgebornen, Gift werden, was dem Menschen höchstens Arzney seyn kann.

Filibert.

Bauer Martin der Mörder.

Erstes Buch.

I.

Homo sum — —

Unter der Menge, die am zweyten Osterfeyertage aus der Kirche zu Rödelsheim nach Hause wandelte, wankte gebückt und still der alte Schulze Kesseck. Sein einziger Sohn war vor zwey Tagen begraben worden. Heute hatte der Pfarrer seinen Tod abgekündigt, mit einem erbaulichen Schlußgebete — heute gesprochen vom künftigen Leben, und wie da Vater und Sohn, Bruder und Schwester in Christo auferstehn würden — und mit unzähligen heißen Thränen hatte der alte Vater das alles mit angehört. So ging er denn hin in seinem Schmerze, und trat in seine verödete Wohnung.

Seine Tochter Elisabeth verrieth durch ihre rothgeweinten Augen, welche Gedanken ihre Seele indessen zu Hause beschäftigt hatten. Stumm waren beide, nur ein flüchtiger, wehmüthiger Blick fiel vom Vater auf die Tochter, von ihr auf ihn. Das ländliche Mittagsmahl war bereit — aber als die Augen des gebeugten Greisen auf dem Platze an seiner rechten Hand vergebens seinen Anton suchten; als sein Sonntagsrock, sein Hut, sein selbstgeschnitzter Stab, als alles ihm das theure Andenken mit der sinnlichsten Stärke zurückrufte — da ergriff's ihn mit Gewalt, und schüttelte seine ausgedienten Glieder — da wandte er sich schnell, ging hinaus vor seinen Hof unter den Schatten seiner Rüstern, und setzte sich im Angesicht des Kirchhofs, und des frischen Grabes auf eine hölzerne Bank.

Bilder der Vergangenheit traten vor seine Seele. Sein längst verstorbnes, redliches Weib, die treue Gehülfin in Leid und Freude, erschien ihm, wie sie ihm den Sohn gebar — es dünkte ihm, wie gestern, daß er das neugeborne Kind in seine Arme nahm, und

mit dankbaren Thränen küßte. Da kam Krieg, mit ihm Noth und Kummer. Da plünderte der rohe Feind das mühsam erworbene Eigenthum; da zog ein Wetter herbey, und vernichtete bald nach dem Kriege die hoffnungsreiche Aernte. Aber was beugt den Menschen, dem Jugendkraft die Adern füllt, dem ein treues Weib die Hand reicht, um den blühende Kinder in zarter Unschuld spielen? Kesseck trug fröhlich seine Last, denn er trug sie mit ihr, und für sie. Endlich schlug die bange Stunde; zwischen ihn und sie trat der Todesengel, faßte die fromme Seele der Gefährtin mit sanfter Hand, und gebot ihm, einsam den Rest seines Pfades zu durchwandeln. Kaum vermochte sie in den Zuckungen des Todes noch seine Hand zu drücken, und die andre segnend über Sohn und Tochter zu erheben, die kindische Thränen an ihrem Bette weinten.

Diesen Sohn, diese Tochter — wie liebte er beide, seitdem ihre Mutter dahin war! Wie freute er sich, daß beide heranwuchsen, als kräftige, tadellose Bäume! Ja, er war

ein braver Jüngling, sein Anton. Kraft füllte seine Glieder, Muth glühte aus seinen Blicken. Sein Haar war so braun, seine Augen so blau, wie Haar und Augen der Mutter — sein Sinn so fröhlich und sanft, wie der Sinn der Mutter. Ehrliebe, kindliche Dankbarkeit, Fleiß zierten seine Seele. Das ganze Dorf lobte die Krone der Jünglinge, den schönen, guten Anton; und es that dem väterlichen Herzen so wohl, das zu hören!

Da geht er hin zu seinem kranken Vetter — wird vergiftet von dem mörderischen Friesel — seine Röthe verlischt — seine Kraft erstirbt — vergebens sind alle Mittel — fruchtlos das angstvolle Gebet der Seinigen — er verscheidet, und mit grausamer Liebe entzieht die Schwester dem Bruder das Sterbekissen.

„Ach Anton, mein Sohn! mein guter einziger Sohn! —"

Laut weinte der Greis — Elisabeth hört' es im Innern des Hauses. Aber sie vermochte vor eigner Wehmuth nicht hinaus zu gehn, um den Vater zu trösten.

Guten

„Guten Tag, Schulze," rufte ein junger Bauer ihn an — „wie gehts?" und reichte ihm die Hand.

Martin Hannasch war es aus dem benachbarten Orte Heinsdorf. Er trug sein Bündel auf dem Rücken.

II.

Entschuldigung.

Ein deutscher Schriftsteller hat die Schicksale eines Speciesthalers beschrieben und drucken lassen — wahrscheinlich ahmte er die englischen Abenteuer einer Guinee nach, und die Verwandlung des Titels ist witzig genug, weil sie das Verhältniß zwischen England und Deutschland recht passend ausdrückt. Das beyseite — so scheint mir in der Existenz dieses Buchs eine hinreichende Entschuldigung zu liegen, daß ich es wagte, mit der Lebensbeschreibung eines Bauern vorzutreten.

Wenn der Held einer Geschichte nicht gleich durch eine gewisse tournure, durch einen witzi-

gen Einfall, durch ausgezeichnetes Glück oder Unglück seine Laufbahn beginnt, so ist der Autor, welcher ihn dem Publiko darstellen soll, so verlegen mit ihm, als wenn er einen Monsieur tel in eine feine Gesellschaft der großen Welt einführen wollte. Ein großer Titel ist da nicht zu verachten, und man kömmt mit Einem Grafen leichter fort, als mit hundert Bauern. Es gehört wahrlich kein sehr ängstliches Temperament dazu, um in einem solchen Falle sich selbst große Bedenklichkeiten zu erregen.

Dein Martin, konnte ich dem zu Folge zu mir sagen, ist ein grundehrlicher Kerl, und hat Kopf und Herz auf der rechten Stelle. Aber mein Gott, die Herren und Damen sind gewohnt, alle Tage mit alten und neuen Rittern, mit Prinzen und Prinzessinnen, mit Göttern sogar umzugehen, und wenn sie eine bürgerliche Familie leiden, so geschieht es meistentheils, weil ein oder zwey schöne und interessante Mädchen dazu gehören, und doch fehlt's an Spott und Achselzucken nicht. Zwar unglücklich genug ist Martin — aber wie gewöhnlich ist das Unglück eines Bauern! Wer giebt einem gemeinen

Bettler mehr als den Pfennig oder Dreyer, der einmal für allemal zur Quote der Barmherzigkeit bestimmt ist? Und wer wird auf so gemeines Unglück mehr wenden, als ein mitleidiges Achselzucken, ein le pauvre homme! mit dem man weiter geht? Bey einem Mörder läßt sich freylich eine Execution erwarten — allein nur in effigie, nicht einmal gemahlt, nur gedruckt — folglich fällt alles Interesse weg, das Executionen sonst unläugbar erregen.

Aber, sagte ich ferner zu mir selbst, es existirt ja das Leben — ich rede thörlich — eines Speciesthalers. Wenn gleich der Bauer nur um einige Gulden mehr werth ist — ich taxire ihn nach der Summe, deren er bedarf, um sich die Freyheit zu erkaufen, und meine deutsche Bauern, nicht Pohlnische, oder Russische, die wohl nicht über einen Gulden werth seyn mögen — so ist es doch etwas, und bey einer geringen Summe thut ein kleiner Zuwachs viel. Sollten auch der Bauern mehr seyn, als der Thaler, so ist doch ein Species keine so fremde, interessante, große Sache, die an sich mehr Merkwürdigkeit haben sollte, als ein Mensch.

Hat nun unter den Millionen Species eine so auszeichnende Schicksale haben können, daß man sie der Beschreibung werth fand, eh bien! so kann ja wohl ein Bauer auf gewisse Weise auch merkwürdig seyn, und es kömmt bloß darauf an, ob das grade mit Martin Hannasch der Fall ist, was der Leser doch nicht eher entscheiden kann, als bis er mit seinen Schicksalen bekannt ist.

Ich fühle selber, daß er einer sehr unbedeutenden Erfahrung bedarf, um die ganze Schlußkette, auf die ich meine Beruhigung und Entschuldigung gründete, umzustoßen. Aber mit einer Art von Triumph setze ich seinen mir unbekannten Einwendungen entgegen, daß ein Bauer von drey Ellen, mit 6, 8 — 10 Thalern, und jeder Zoll darüber mit einer ansehnlichen Erhöhung bezahlt wird.

Mit dem Leser glaube ich fertig zu seyn — aber der Kritiker! Kant, der doch sonst, eh' Knaben auf seiner Schulter in stolzem Selbstgefühle balancirten, für einen sehr tiefsinnigen Philosophen galt, vermochte den Widerstreit der Vernunft und Sinnlichkeit

nicht anders aufzulösen, als indem er beide als Parallellinien in die Unendlichkeit laufen ließ. Ist es wohl möglich, daß ein Autor in sich selbst übereinstimmender sey, als seine Seele? Die Vernunft des Publikums, die Kritik, verlangt ein reines Kunstwerk, nach dem Imperativ ihrer Regeln strenge geordnet, und fragt nicht darnach, ob es übrigens angenehm oder nützlich sey. Die Sinnlichkeit, die leselustige Menge, bekümmert sich wenig um Regeln, die sie nicht kennt, und geht in ihrem groben Eigennutze so weit, selbst das vollkommenste Kunstwerk zu verwerfen, wenn es nicht mehr oder weniger Befriedigung darin findet. Von beiden Seiten schreit man in den unglückseligen Autor. Was kann er thun? Niemand kann zwey Herren dienen. Er wird den gütigsten, den gelindesten allemal dem mürrischen vorziehn. Der Autor wird auf die Ehre eines vollkommnen Kunstwerks freywillig Verzicht thun, sich mit den Regeln so gut abfinden, als er kann, und dem Philosophen überlassen, die Unsterblichkeit der Seele auch daraus zu beweisen, daß troß

den eigensinnigen Forderungen der Kritik, ein reines Kunstwerk, ohne alle Beziehung auf individuelle Beschaffenheiten und Neigungen, auf Erden so wenig als reine Tugend Statt findet.

„Ketzer! — hör' ich den fürchterlichen Waidruf nah' und ferne tönen! Bete an vor der reinen unbefleckten Form, vor der bloß poetischen Poesie! Erkenn' in uns und unsern Werken, die glückliche Tendenz des Vollkommnen, die idealische Größe der Kunst!"

Aber ich bleibe dabey — Thoren sind wir alle, Kritiker und Autoren, mehr oder minder — tanzen auf dem Erdenrunde einen Oberonstanz — sehn und belachen die Blöße des einen, den salto mortale des andern, die Grimasse des dritten — finden in dem gewaltsamen Schwindelreihen bald da, bald dort einen Fehler, der verborgen seyn will, und nicht kann —: nur uns selber sehn wir nicht, weil uns der Gott des Tanzes mit fortreißt, weil die ewig wechselnde Gestalt unsrer Gefährten uns nicht zur Selbstbetrachtung kommen läßt. Aber, wenn wir's nur

wissen — da sind wir treuherzig genug, zum Nachbar geflügelte Worte zu sagen: Bruder, es läßt dir närrisch, aber mir auch? nicht wahr?

III.

Monsieur tel!

Es setzte wenig Zutrauen in die Lebensart des Lesers voraus, wenn ich länger anstehn wollte, ihm den Helden dieser Geschichte wirklich vorzuführen.

Martin Hannasch war der einzige Sohn eines Spannbauers in Heinsdorf. Als einem fleißigen und ordentlichen Menschen bestimmte ihm sein Vater die Nahrung, und er war willens, sie ihm, wegen seiner zunehmenden Altersschwäche schon Johannis zu übergeben. Der Tod übereilte den alten Mann, eh' er seinen Vorsatz ausführen konnte, und Martin blieb mit zwey Schwestern zurück.

Der Nachfolger verschmerzt leicht den Vater — mag oft eintreffen; aber Martin

betrauerte den seinigen aufrichtig. Indessen hätte er kein Mensch seyn müssen, wenn er sich nicht in dem freyen Schalten und Walten auf seiner Nahrung anfangs sehr glücklich gefühlt hätte. Der Trieb nach Eigenthum ist dem Menschen angeboren; er ist ein Nebenzweig seiner Liebe zur Freyheit; und es giebt keinen stärkern Beweis für die Entartung eines Menschen, als wenn er eine glänzende Abhängigkeit einem armseligen, aber selbstständigen Zustande vorzieht. Den Mann würd' ich achten, der lieber Tagelöhner wäre, als Kammerdiener.

Martin entwarf mit innerm Behagen den Plan seiner künftigen Existenz. Er musterte in Gedanken schon die Mädchen seines Dorfes und in der Nachbarschaft, um sich unter ihnen eine thätige Gehülfin zu suchen. Mit der Raschheit der Jugend begann er Verbesserungen, und in seinem Eifer bemerkte er nicht, daß seine jüngste Schwester Anne immer trauriger und körperlich elender wurde.

Eines Abends hört er Geräusch im Garten — geht hin — und findet sie mit dem

jungen Leupold im Gespräch. Sie ergoß sich in Klagen, der junge Mensch bemühte sich sie zu trösten. Beide erschraken, als er vortrat — besonders Anne.

Er forschte nach, — und erfuhr bald, was ihm nicht lieb war zu hören. Anne und Leupold hatten sich ihrer Neigung unvorsichtig überlassen. Er war von seinem Gutsherrn als ein unbemittelter Mensch zum Soldaten bestimmt, und durfte darum nicht heirathen. Anne wollte verzweifeln wegen der ihr drohenden Schande.

„Seyd ruhig, sprach Martin, nachdem er sich einige Zeit besonnen hatte, ich werde meine Schwester nicht verlassen. Besser wär's freylich gewesen — aber du bist doch ein gutes Mädchen, Anne, nur etwas leichtsinnig. Ich will dir die Nahrung abtreten —"

Wie reich belohnte den edlen Menschen die stürmische Freude, das unendliche Glück des geängsteten Paars! Es war nur eine Hufe, die jener gab, und sie nahmen — aber doch ein Eigenthum, das ihnen tägliches

Brot gab, und manches Jahr noch etwas darüber!

Er hielt Wort — gleich am folgenden Tage besorgte er alles, was zur Ausführung seines brüderlichen Entschlusses nöthig war; in vier Wochen waren Leupold und Anne getraut; Martin übergab dem Schwager das väterliche Erbe, schnallte sein Bündel, und ging seines Weges, um sich sein Brot anderwärts zu suchen. Verdenk' es ihm nicht, Leser, daß er beym Scheiden sich noch einmal wehmüthig nach seiner Hütte umsah, und einige Thränen ihr zum Opfer brachte. Daß ihm sein Eigenthum so lieb war, daß er sich so glücklich in seiner freyern Thätigkeit gefühlt hatte, gab ja dem Opfer Werth, durch welches er die Ruhe seiner Schwester erkaufen mußte.

Mit Freuden faßt die Seele großen Vorsatz,
Mit Schmerzen wird die große That geboren!

Er ging nach Rödelsheim, um dem Schulzen seine Dienste anzubieten, weil dieser nach dem Tode seines Sohnes eines Knechts bedurfte. Wer wäre ihm dazu lieber gewesen, als Martin,

den liebte und lobte, wer ihn kannte? Er nahm ihn mit Freuden auf, und versprach ihm mehr, als er verlangte.

IV.

Seelig sind, die reines Herzens sind.

Es durfte den alten Mann auch nicht reuen; das sah er gleich in den ersten vier Wochen. Martin mochte angreifen was er wollte, so ging es gut; das Feld wurde ordentlich bestellt, das Vieh gehörig gepflegt, und dabey war er so höflich, dienstfertig, freundlich und still, daß es eine Lust war, mit ihm beisammen zu seyn. Wahrlich Anton war gut und brav, aber Martin ist besser — dachte der Schulze oft, wenn er diesen so ämsig arbeiten sah, als hätt' er zehn Kronen*) verdienen können, und mancherlei fröhliche Gedanken und Hoffnungen schwebten dann beruhigend vor seiner Seele.

Nicht so war's mit Elisabeth, der einzigen schönen Tochter Kesseck's, die wir bey dieser

*) nicht von Gold, und königliche, sondern von Silber.

Gelegenheit näher kennen lernen wollen. Achtzehn Jahr war sie alt, als Martin in ihres Vaters Haus kam, nett und flink, weißen Gesichts und braunen Haars, und ein Paar feurige blaue Augen blitzten, wie Zwillingsliebesgötter, unter dichten Wimpern hervor. So viel Reize mußten alle Jünglinge empfänglichen Herzens begeistern, und Elisabeth that ihres Theils dazu, was sie vermochte. Unter ihrem reizenden Busen schlug ein so zärtliches Herz, daß sie ohnmöglich mit irgend einem jungen Manne beysammen seyn konnte, ohne durch den veränderten Ton ihrer Stimme, durch den verschämten, glänzendern Blick ihres Auges, durch ein eignes unbeschreibliches Lächeln einige innere Unruhe zu verrathen. Der gleichgültigste Zuschauer fand ihr reizbares Gefühl auf den ersten Blick aus; wie sollt' es dem Jünglinge verborgen bleiben, den ihre Reize zu ihr lockten, und dessen Augen Liebe oder doch Begierde schärften? Daher kam sie nicht aus Liebeshändeln heraus, und ohne Kokette im höhern — gerade nicht im bessern Sinne zu seyn, schien Liebe sie als Instinct

zu Eroberungen zu leiten, wie eine Spinne in ihrem Gewebe Fliegen, nicht sowohl aus Mordlust, als aus natürlichem Triebe fängt.

Daß diese Eigenschaft ihrem Rufe Schaden that, daß die Mütter sehr ernsthaft, die Väter zweideutig lächelnd den Kopf schüttelten, daß die jungen Mädchen sie verdammten, die jungen Bursche ihrer spotteten — das versteht sich von selbst nach der bekannten Erfahrung, daß ein Mädchen, und noch mehr ein Weib, den lauten ästhetischen Beifall des Männergeschlechts nie ohne Nachtheil ihres Rufes haben kann. Denn die größere Hälfte dieses Geschlechts ist so frivol, enthüllt die Absicht sinnlich zu genießen in ihrem ganzen Betragen so deutlich, lobt gewöhnlich vorzugsweise die Gegenstände ihres Appetits so ausschweifend, daß ein so allgemein von den Männern bewundertes Frauenzimmer einem schönen Gemählde gleicht, auf welchem sich die Fliegen wegen der glänzenden Farben schaarenweise versammeln — da es denn ohne Flecken ohnmöglich abgehen kann. So war es bey Elisabeth, die darum nicht minder ihre sehr guten

Eigenschaften hatte. Unter diesen Umständen schien alles zur Erfüllung des Seegens hinzuarbeiten, mit welchem Martin von seiner Schwester Anne entlassen worden war. Sie empfand es tief, daß Martin sein Eigenthum zu ihrem Besten hingegeben hatte, und da sie ihm keine thätige Vergeltung gewähren konnte, so äußerte sie ihre Dankbarkeit beym Abschiede durch den Wunsch, daß er Elisabeth Kesseck und mit ihr die väterliche Nahrung gewinnen möchte. Allein der brave Jüngling achtete nicht darauf, und wie wär' er fähig gewesen, das Recht auf sein väterliches Erbe zum Besten einer leichtsinnigen Schwester hinzugeben, wenn er in jedem Mädchen mit einem Erbgute eine gute Prise gesehn hätte?

Elisabeth konnte den schlanken, wohlgebildeten Martin, ohnmöglich ohne Unruhe sehn. So verwickelt in alle häusliche Geschäfte, in so lockender Nähe und Vertraulichkeit war sie, außer ihrem Bruder, noch mit keinem Manne gewesen; und sie, die von der magnetischen Kraft der Liebe bey der geringsten Berührung angezogen wurde, mußte dadurch in ihren Zauberkreis

ohne Rettung gebannt werden. Wenn die Kühe von der Weide kamen, half Martin anbinden; wenn sie eine schwere Last zu tragen hatte, faßte er mit an; wenn es an irgend einem ländlichen Werkzeuge fehlte, so saß er unaufgefordert bey der Schnitzbank, und ergänzte den Fehler: und so war und half der dienstfertige Martin überall. Ihr Bruder hatte das auch gethan, und sie oft seine kleinen Dienste, wenn er sie zu leisten vergaß, etwas ungestüm gefordert. Warum war ihr doch jetzt bey Martin so ganz anders? Sie fühlte sich jetzt allemal so sehr gedrungen zu danken, und thät es doch nie ohne Erröthen, sie half ihm zur Vergeltung so gern bey seiner Arbeit, und konnte doch die schönen Augen nicht aufschlagen, wenn sie es that! Martin blieb sich gleich, und das machte ihr Muth. Nun scherzte sie mit ihm, in so weichem, bebenden Tone, ließ ihre holden Augen so bedeutend auf ihn strahlen, legte ihre Hand so leise, und doch so verführerisch auf die seinige, war so ämsig, ihm zu dienen, so freundlich, wenn sie sprach — doch, wer möchte all die kleinen Künste nennen, mit denen

ein Weib ein männliches Herz umspinnt? — genug, Martin mußte sehr fühllos seyn, wenn er nicht zugriff, oder sehr einfältig, daß er es nicht merkte. —

Und er merkt' es auch. Aber sein Herz war keine Muskete — ich fühle, daß das Gleichniß etwas abenteuerlich, aber demohngeachtet sehr passend ist. Das Pulver ist die Begierde, der ladende Schütze die Phantasie, die Batterie zwey liebelodernde Augen, das Wildbrät nicht sowohl Liebe als Genuß: und unter solchen Umständen ver- und entliebt sich ein Herz so oft und leicht, als eine Muskete losgeschossen und wieder geladen wird, hat auch weiter keinen Schaden davon, als daß der oft wiederholte Gebrauch es wie jene abnutzt und verunreinigt. Martins Herz war ein Felsen, an dem die flüchtigen Blitze aus Elisabeths Augen ohne Spur abglitten.

Das merkte die kleine, hübsche Elisabeth auch, und nahm es sehr übel. Sie schien es zu wissen, daß Martin ihre geheimen Wünsche kannte, und wollte den Schimpf, ihn so vergebens gelockt zu haben, nicht ungerächt ertragen.

Nach ihrer natürlichen Logik, der allgemeinen des schönen Geschlechts, konnte sie das nicht besser, als durch Zurückhaltung gegen ihn, und zuvorkommendes Betragen gegen andre. Sie nahm auch wirklich alle jungen Bursche, die in ihres Vaters Haus kamen, oder mit denen sie sonst zusammentraf, von nun an mit so ungewöhnlicher Freundlichkeit auf, daß sie bald die ganze männliche Jugend des Dorfes bethört hatte. Martin blieb sich immer gleich. Im höchsten Verdrusse ging Elisabeth noch weiter, und verläugnete die Unparteylichkeit ihres Herzens, das für alle Männer gleich lebhaft, und nur immer für den nächsten am lebhaftesten schlug, so sehr, daß sie sich mit dem ungestümsten ihrer Anbeter, dem jungen Gladnick, in ein ziemlich genaues Verständniß einließ. Martin sah es, und blieb ruhig — der Vater sah es auch, und blieb es nicht. Er erkannte in seinem Knechte den ehrenwerthen Mann, dem er gern seine einzige Tochter vertraut hätte, und fürchtete in dem wilden und heimtückischen Gladnick einen Schwiegersohn zu erhalten, der auf sein Alter Schmerzen häufte, die er durch seinen

Fleiß, und seine aufmerksame Liebe für sein Kind nicht verdient hatte. Er erklärte sich darüber gegen seine Tochter insgeheim, fand sie aber zu seinem Erstaunen, und zu seiner Betrübniß so leidenschaftlich für Gladnick, und gegen Martin eingenommen, daß er sie mit der Ueberzeugung, hier weiter nicht helfen zu können, seufzend entließ.

Die Aernte fiel ein, und die anstrengende, übermäßige Arbeit beschäftigte alle so sehr, daß niemand vor der Hand an die Angelegenheiten seines Herzens dachte.

Eines Tages, als sie im größten Feuer ihres Fleißes waren, zog ein starkes Gewitter heran. Der Schulze wollte die Stunde bis zu seiner völligen Annäherung nützen, um noch einige Schock trocken einzubringen, und eilte selbst nach Hause, um Pferd' und Wagen zu holen, weil Martin, als der jüngere und stärkere, flinker und besser bey der Arbeit war. Er sprengte bald mit dem leeren Wagen heran — vergaß in der Eile der nöthigen Vorsicht, fuhr auf einen Stein am Wege, und warf um. Die jungen, feurigen, wohlgenährten Pferde wurden scheu,

und schleiften den Wagen und den alten Mann, der doch die Zügel nicht losließ, in wüthender Carriere auf dem ebnen Wege fort. Gladnick war der nächste; er sprang herbey, traute sich aber nicht an die fortstürmenden, brausenden Pferde, die sein Halt und Ho weder hörten noch achteten. Elisabeth schrie in tödlicher Angst, Martin stürzte fort, mitten vor die Pferde, und faßte beide augenblicklich bey den Zügeln. Aber die Gewalt der Thiere war zu groß; sie vermochten selbst nicht auf der Stelle zu stehn, bäumten auf, zogen den Knecht mit sich in die Höhe, stampften ihn mit den Hufen wieder zu Boden, und tobten immer fort, konnten aber nicht weiter, weil Martin die Zügel nicht ließ. Endlich eilten auch Gladnick und Elisabeth herbey; Martin raffte sich auf, die Pferde standen, der Wagen wurde aufgehoben, und der alte Vater sehr beschädigt hervorgezogen.

Elisabeth hielt zitternd die Pferde; ihr Vater lag halb ohnmächtig in Martins Armen; Gladnick ging wieder zu seiner Arbeit. Sobald es die Kräfte des alten Vaters erlaubten, eilten sie nach Hause.

Als sie nun Abends beysammen waren, las der Vater nach seiner Gewohnheit, weil es Sonnabend war, eine Betrachtung über das Evangelium des kommenden Sonntags. Mit feierlicher Andacht hörten Martin und Elisabeth zu. Es fing mit den Worten an: Seyd barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist. Alle fühlten den Dank gegen Gott, zu welchem der erst vergangne Tag sie verpflichtete. Der alte Vater vermochte vor Rührung kaum zu lesen — Martin freute sich der gelungenen Rettung — Elisabeth — o ihr weiches Herz erschütterte Freude, Gefühl ihres Unrechts gegen Martin, dankbare Begierde es wieder gut zu machen, so gewaltig! Als nun der Vater mit lobpreisendem Blicke gen Himmel, aber mit zitternder Stimme das Lied anhub — Dir dank' ich heute für mein Leben, am Tage da du mir's gegeben — in so angreifender Beziehung; als die natürliche Fassung seines grauen, durch tausendfache Erfahrung geprüften Alters so sichtbar mit den Gefühlen kämpfte, von denen sein Herz überwallte; da schwand der zärtlichen Tochter die Stimme, da stürzten Thränen aus ihren

Augen, da wollte sie vergehn vor heiliger kindlicher Wehmuth! — da perlten auch einzelne Tropfen Martins bräunliche Wange herab, und sein unschuldiges frommes Herz erfüllten alle Segnungen der Religion, des kindlichen Glaubens und Vertrauens auf Gott — und er fühlte tief die hinreißende Kraft der einfachen Worte.

„Mein Sohn," sagte mit gedämpfter Stimme nach Endigung des Liedes der alte Vater, und reichte ihm die verwundete Hand — „mein treuer Martin — das kann ich dir nicht vergelten, was du mir heute gethan hast. —"

Martin drückte ihm kopfschüttelnd die Hand — er konnte nicht aussprechen, wie er wünschte, daß es der Vergeltung nicht bedürfte.

„Elisabeth, hub der Vater wieder an, wenn mich nun die Pferde umgebracht hätten! was wäre dann mit dir geworden, meine Tochter? —"

„Martin! Martin!" rufte sie, und ergriff Martins Hand mit ihren beiden Händen — weinte unaufhörlich, wollte sprechen, und konnte nicht — sah bald den Vater an, und sein blut-

künstiges Gesicht, bald den guten Martin, den Retter ihres Vaters!

„Ja, sagte der Vater wieder, du kannst es ihm immer danken; er verdient's auch um dich —"

„O ich wills, ich wills!" erwiederte sie; schloß den Jüngling in ihre Arme, und verbarg ihre glühenden, thränenfeuchten Wangen in seinen Kleidern — „Vater, ich will ihm danken —"

Ernst, aber mit Wohlgefallen blickte der Alte auf die Begeisterung seiner Tochter. Er ahndete etwas, aber er wollte nichts sagen.

„Nicht wahr, Martin, wandte er sich zu diesem, du hättest dich meiner Tochter angenommen? —"

„Ja, Vater, ich hätte sie nicht in der Noth gelassen."

„Nein, nein! rief Elisabeth, das weiß ich, da bist du viel zu gut. O verlasse mich nie, Martin! laß mich mein Unrecht gut machen — ich habe wahrlich niemand so lieb, als dich —"

Sie weinte heftiger, als ihr Herz sich endlich öffnete:

„Ich werde auch niemand so lieb haben, das weiß Gott im Himmel! Martin —"

Sie stockte, und schlug den Blick beschämt nieder. Aber hätte das Herz eines guten Menschen, wie Martin, sich nicht mit Rührung überwunden gefühlt, da ein schönes Mädchen, im Augenblicke des heiligsten und edelsten Gefühls ihm so aufrichtig, so dringend zärtlich Liebe und Treue bot? Er blickte dankbar in ihre Augen, aus denen durch ehrwürdige Thränen schamhafte Liebe auf ihn schimmerte, dann fragend nach dem Vater —

„Nimm sie —" rief dieser ihm zu, gerührt und froh — „o daß meine gute Marie noch lebte! — nimm sie, und sey glücklich mit ihr! Du wirst ein guter Mann seyn, ein guter Sohn!"

„Dir Vater, dir befehle
Ich sie mit Leib und Seele,
Herr segne und behüte sie!"

Und Martin drückte sprachlos in seliger Erschütterung die künftige Gefährtin seines Lebens an sein Herz.

V.

Apologie.

Eine Sünde ist nur dann Sünde, wenn sie ohne Erlaubniß geschieht, wie leicht a posteriori bewiesen werden kann. Das Volk zu bestehlen ist nichts weniger als sündlich, sobald es durch ein privilegirtes Monopolium — z. B. durch eine Lotterie, geschieht. Ehebruch, oder wie sonst die Asketiker die galanten Beschäftigungen junger Herren von Stande und Lebensart taufen, kann an und für sich keine Sünde genannt werden, wenn man sich nicht lächerlich machen will, höchstens liebenswürdige Schwachheit, egaremens — du coeur. Aber überhaupt hat kein Mensch etwas dawider, wenn es mit Bewilligung des Ehemanns geschieht. Selbst die Sünden gegen den guten Geschmack sind nicht straffäl-

liger, sobald sie den allmächtigen Stempel tragen, welcher der eben privilegirten ostindischen Compagnie in der Gelehrtenrepublik eigen ist. Mit dem Passeport eines Diploms von der gebietenden Macht kann der Verschwender ein Finanzrath, der Freygeist ein Consistorialis, der gröbste Dummkopf ein Geheimerrath, der elendeste Schurke eine heilige und unverletzliche Person werden — kürzlich eine erlaubte Sünde ist Tugend, ein geliebter Teufel ein Engel, und wer daran zweifelt, greife nur in den eignen Busen, wo solche englisirten Teufel keine ungewöhnliche Erscheinung sind.

Was sollte mich hindern, bey dem Leser, als dem gebietenden Herrn, für den ich arbeite, um ein ehrenvolles Patent für meine Sünden nachzusuchen? Zwey Vorreden hat er bereits gelesen, die eine ernst und finster wie die Nacht, die andere lachend und klar wie der Tag; eine Abhandlung folgt, und ich spüre an dem Wohlgefallen, mit welchem ich ihr entgegen sehe, daß sie nicht die einzige im Buche bleiben wird. Ein Fehler ist's, wie der Mensch überhaupt nichts schlimmers thun

kann, als raisonniren, weil er dann auf dem geraden Wege zum Unglauben, und folglich zur Verdammniß wandelt. Aber wenn er, der Leser, sich entschließen könnte, diesen Fehler mit dem Mantel der Liebe zu bedecken — wenn er meine Raisonnements liebenswürdige Verirrungen, oder sonst mit einem Honigworte benennte? Dieser Titel soll ihm durchaus keine Verbindlichkeit auflegen, nur Eine raisonnirende Zeile zu lesen — ich verspreche heilig, über jedes Capitel raisonnirender Natur das Zeichen ☞, als eine Lärmstange, ein Stromzeichen, einen Wegweiser, abwärts führenden nehmlich, zu setzen, damit er sich gleich orientiren kann. Ich kann nicht mehr thun, um seine Verzeihung zu verdienen, als daß ich ihm die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen auf der Stelle beweise.

☞

Gegenwärtige Abhandlung betrifft nichts geringers als eine Vertheidigung des schönen Geschlechts, welches oft die, allen weiblichen

Herzen eigenthümliche Empfänglichkeit für Liebe, und jedes zärtere Gefühl, jeden stillen Reiz des Friedens, jede Triebfeder häuslicher Glückseligkeit in so hohem Grade besitzt, daß es fast zu kränkeln scheint.

In der Regel sind die Männer, die übrigens, wenn mich meine Parteylichkeit nicht zu weit führt, einige ganz gute Eigenschaften haben, gegen die Weiber die undankbarsten Geschöpfe unter der Sonne. Eigentlich wünschen sie nichts lebhafter, als in den Herzen ihrer schönen Mitbürgerinnen theilnehmende Wärme für ihr werthes Ich zu erregen, schwärmen in dieser Absicht um sie, wie Bienen um die Blumen, schreiben sich die Finger lahm, sprechen sich die Zunge weg, laufen sich das Podagra in die Beine, beugen sich den Rücken krumm, huldigen allen Narrheiten der Mode, versäumen nicht selten Pflicht und Bildung, um den Honig wegzutragen, der ihren Instinkt so mächtig lockt.

Aber haben sie ihn davon getragen — hilf Himmel! wie ändert sich ihr Sinn! Die Blume neigt ihr schönes Haupt noch immer

liebevoll dem Flüchtling entgegen, umsonst, er summt ungerührt bey ihr vorüber. So ämsig er war, so träge ist er jetzt. So sehr er lobte und erhob, so mißhandelt er jetzt. Man sollte denken, die Dame seines Herzens hätte ihm das größte Uebel zugefügt, und untersucht man recht, so hat sie ihm nur wohlgethan, so gut es in ihren Kräften stand.

Und dieß undankbare, gefühllose, eigennützige Geschlecht sollte eine Stimme über den Werth der Weiber haben? Und ein Mann, der kaltblütig genug ist, den Handel zu durchschauen, und die Parteien unparteiisch zu richten — wie ich, ohne mich rühmen zu wollen, von mir behaupten kann, — sollte seine Stimme nicht laut erheben, um nicht sowohl die Unschuld der Weiber zu retten, als vielmehr das Verdienst ihrer Schuld zu zeigen? Nein im Ernste, es verdrießt mich, daß wir Männer das als eine Schwachheit bereden und verachten, was doch nur eine Schwachheit für uns ist, daß wir über alte Jungfern spotten, und doch jedes weibliche Herz verdammen, das sich anzuketten

strebt, daß wir Männer mit wenig Worten so inconsequent und lieblos sind.

Eigentlich ist es Elisabeth, welcher diese Apologie gilt. Wie es ihr mit ihrem Herzen anfangs erging, was es für ihren Ruf für Folgen hatte, wissen Leser und Leserinnen aus meiner Erzählung — fast muß ich erröthen, daß ich sie damals etwas männlich geschildert habe. Doch, ich wette, was man will — wenn es nicht meine Autor-, noch viel weniger Menschenehre ist, und sonst mein dürftiges Eigenthum nicht übersteigt — ich wette, was man will, daß kein Leser und keine Leserin der empfindsamen Elisabeth hätten Gnade wiederfahren lassen.

Aber, wenn sie nun gelesen haben, wie das leichtsinnige Herz, von Dankbarkeit überwältigt, seiner kleinlichen Künste, seines kindischen Grolls vergißt — den feigen Gladnick troz der alten Vorliebe verwirft — an den edeln Martin sich troz seiner Kälte schließt — und sogar, dem Scheine nach, weibliches Zartgefühl verläugnet, und sich selbst mit edler Hingebung, und glühender, unverstellter Liebe dem bessern Manne

bietet — o, es müßte kein edles Herz in ihrem Busen schlagen, wenn sie nicht über der guten Elisabeth alles vergäßen, was sie von ihren Schwachheiten wissen!

Wenn die Rebe, die künftige Mutter edler Trauben, sorgsam gepflegt und genährt, in üppiger Fülle des Lebens aufschießt, und, ohne eignen Halt, die ihr von der Natur verliehenen Ranken nach einer Stütze auf allen Seiten ausstreckt; da überläßt der kluge Gärtner sie nicht dem Muthwillen der Winde, da löset er sie behutsam von dem wurmstichigen Stabe, den sie ergriff, und führt sie väterlichsorgend an der jugendlich kräftigen Ulme herauf. Und sie windet sich um den geliebten Baum, und läßt ihn nicht, und bietet bald aus den grünenden Zweigen purpurne Früchte dar!

VI.

Unschuld und Liebe.

Am folgenden Morgen eilte Elisabeth mit dem ersten Strahl der Morgenröthe auf den

Hof, um früh — es war Sonntag — ihre Geschäfte zu besorgen. Martin sah sie unbemerkt. Liebe, Freude schmolzen auf ihrem reizenden Gesicht in eins — ihre glühenden Wangen schienen zu verrathen, was ihre Seele beschäftigte. Der Jüngling blickte mit heimlichem Entzücken auf sein Mädchen, und jeder zärtliche Trieb seines Herzens erwachte bey ihrem Anblick.

Leise schlich er sich fort in den Garten, und pflückte, was ihm das kärgliche Blumenparterr darbot, das sich seine Geliebte selbst angelegt hatte, die glühende Rose, die duftende Nelke, die gewürzreiche Melisse. Dann ging er hin zum Krämer des Orts, kaufte das schönste Band, was er finden konnte, scharlachroth mit silbernen Streifen, und als er daheim es um die Blumen gebunden hatte, trat er mit dem zierlichen Strauße vor Elisabeth, die sorglos in ihrer Kammer ein Liedchen trillerte, während sie sich das schöne Haar zum Sonntagsschmucke hinaufband.

Ueberrascht blickte sie auf — die herzliche Freundlichkeit des blondgelockten Jünglings,

mit welcher er ihr den blühenden Strauß bot, rührte sie tief. Kein muthwilliges Wort glitt über ihre Zunge, wie sie sonst immer ihren Liebhabern zu sagen pflegte. So reizend stand er da, in beredtem Schweigen — und gestern, gestern — schnell riß sie ihm den Strauß aus der Hand, warf sich, vor wehmüthiger Freude weinend in seine Arme, und küßte ihn mit unschuldigem Feuer.

„Geh' heute mit mir in die Kirche, mein Martin!" bat sie endlich.

Er bejahte es freudig; und nach einer Stunde wandelte sie still und sittsam an seiner Seite. Ihre Liebe schien ihr durch diesen Gang neue Heiligkeit zu gewinnen; der Anblick der Kirche erschütterte sie heftig, und preßte ihr Thränen aus, und doch war sie so selig. Als der Pfarrer das Evangelium vorlas, dachte sie wieder an gestern Abend, und blickte zu Martin hin. Er horchte so andächtig, so ernst, so sichtbar gerührt auf den Pfarrer, wie gestern Abends auf den Vater — wie hätte sie von ihm wegsehn können? Nach Endigung des Gottesdienstes war sie die erste aus der Kirche, suchte ihren

Mar-

Martin auf, und ging wieder still, aber glücklich mit ihm nach Hause.

Unschuld und Liebe, holdes Zwillingspaar des Himmels! Zum Göttersitze macht ihr die Hütte, wie den Pallast — ach! und wohnt lieber im Herzen voll ungelehrter Einfalt, als da, wo studierte Gefühle nach kalten Systemen regieren. Durch Ein Wort, durch Einen Blick zaubert ihr eine Seeligkeit, die kein Gold, keine Krone kauft, kein Gebet erfleht, keine Anstrengung erringt. Als die letzte Gabe paradiesischer Jugend reicht ihr eure Freuden dem Sohne des Staubes, daß er euer gedenke in den Tagen der Prüfung, in den Strahlen des Mittags, und in dem Andenken an euch die Hoffnung erhalte, einst euer Eden wieder zu betreten.

Vater Kesseck litt nicht, daß Martin nach der Mahlzeit ging, um seinen Geschwistern die frohe Nachricht kund zu thun. Er sprach einen Nachbar an, daß er nach Heinsdorf fuhr, um die Familie zu holen.

Unterdessen kam Gladnick zu ihnen. Er wollte, war sein Vorwand, sich nach des alten

Kesseck's Befinden erkundigen. Elisabeth wurde sehr roth, als er eintrat, und blickte mit wehmüthiger Beschämung auf Martin hin.

„Es geht mir gut, Vetter, sagte der alte Vater, Dank sey's dem ehrlichen Martin!"

„Ja, es war ein Glück, meinte Gladnick, die Pferde waren wie rasend, ich konnte gar nicht an sie kommen."

„Wenn es Martin nicht besser gekonnt hätte — sagte Elisabeth halblaut — so hätten sie den Vater in Gottes Namen zu Tode geschleift. — "

„Ach sie wären nicht weit mehr gelaufen — sie gingen schon langsamer — "

„Langsamer? — rief sie hocherzürnt — langsamer wären sie gegangen? und haben doch den armen Martin so wüthend unter sich getreten, daß er recht durch Gottes Wunder so davon gekommen ist! — "

„Je nun, ja ja, der liebe Gott thut manchmal Wunder," sagte Gladnick höhnisch lachend.

„Höre, Vetter, fing der Alte wieder an, es mag seyn, wie es will, so dank' ich dem Martin mein Leben. — "

„Ja, fiel die Tochter ein, das dankt Ihr ihm; und du — zu Gladnick — sollst ihm das nicht verkleinern und bereden. Du könntest froh seyn, wenn du ein Mann wärst, wie er. —“

„Hoho, denkt doch —“

„Ja, hoho, oder nicht, der Martin ist ein andrer Mann, wie du, — und daß du es nur weißt, er ist mein Bräutigam, und ich habe ihn lieb, wie meine Seele — du aber kannst nur gehn, wo du hergekommen bist, wir verlangen dich nicht wieder. —“

„Nun, wenn's so steht, brummte Gladnick — Gott behüt' euch —“ und ging unwillig fort.

Wer war froher als Elisabeth! Sie wußte es dem tückischen Schleicher Dank, daß er sie durch sein Herkommen anfangs in Verlegenheit gesetzt hatte — denn wie hätte sie sich mit sich selbst vollständiger versöhnen können?

Martins Geschwister kamen, und die gutmüthige Anne frohlockte laut, daß die Vorsicht ihrem Bruder so bald seine Aufopferung vergolten hatte. Alles wurde beredet, und be-

stimmt, der Tag der Hochzeit, die Brautführer, die Gäste, das Ausgedinge des alten Vaters, der Martin das Gut übergeben wollte — es fehlte nichts — als der regellose Wille der dunkeln, unbegreiflichen Macht, die wir bald anbeten, bald verfluchen, im Gebete Vorsicht, im Fluche Schicksal nennen!

Es war das Werk dieser Macht, daß der Herr von Leining, Sohn des Generals von Leining, das Gut Rödelsheim von seinem Vater übernahm, und zu seinem künftigen Edelsitze ausersah.

VII.

Egaremens — du coeur.

Dem ersten Edelmann, der in der Geschichte auftritt, gebührt billigerweise ein besondres Capitel, wär' es auch nur, um ihn von der Bauerfamilie zu sondern, die in dem vorhergehenden ihr Wesen trieb. Dem Herrn von Leining gebührt es überdem wegen seines wichtigen Einflusses auf das Ganze. Ob er als

ein guter, oder böser Stern über Rödelsheim und Martin Hannasch aufging — mag der Leser aus dem Folgenden ersehen.

Er war, wie gesagt, Sohn des Generals, eines sehr reichen Mannes — hatte in Göttingen studiert, und weil er nicht Lust hatte, eine Bedienung anzunehmen, von seinem Vater das Gut Rödelsheim erhalten. An Kenntnissen war er nicht arm, sein Umgang angenehm, seine Gestalt, wie sein ganzes Wesen einnehmend. Von der sittlichen Beschaffenheit seines Herzens ließ sich damals kein Urtheil fällen, weil er, wie fast alle, die an Stand und Reichthum ihm die Wage hielten, gespielt, geritten, gefahren, getanzt, und auf seine Ehre gehalten hatte.

Seine intellectuelle Bildung war, so zu sagen, ein Gipsabdruck der Physiognomie des Zeitgeistes. Er hielt erbärmlich wenig auf Religion, die er aus Voltairens und seiner Nachäffer Schriften zur Genüge und zum Ueberdruß kannte. Die schwarze Farbe der Geistlichkeit war ihm das wahre Symbol ihres Standes, weil dieser, nach seiner Meinung,

so wenig als ihr Rock, Lichtstrahlen durch-ließe. Der kritischen Philosophie dankte er den Vorzug, daß er keinen andern Richter als seine eigne Vernunft annahm, deren Allgemeingültigkeit zu bezweifeln ihm nicht einfiel. Im Politischen hielt er es, zu seiner Ehre sey's gesagt, mit der Freiheit, welche unter den Amerikanern ihr Panier erhob — jedoch mit einigen Einschränkungen, die nach und nach an Zahl und Gewicht so ansehnlich wuchsen, daß die Freyheit, welche er den Menschenkindern beschied, ihnen nicht viel mehr Spielraum, als zuletzt dem unglücklichen Ludwig von Frankreich seine Krone Gewalt verstattete. Schon damals leuchtete Popularität als eine herrschende Tugend vieler Großen, unter denen der Markgraf von Baden, Maria Theresia, Kaiser Joseph sich vor andern auszeichneten; und Herr von Leining ging auf sein Gut mit dem festen Entschlusse, ein zweiter Joseph für das ihm zugefallene väterliche Erbgut zu werden.

Diesem Vorsatze getreu begann er seine landesherrliche Laufbahn mit einem großen Schmause, den er in Bier und Branntewein

den bäurischen Magnaten und Sassen seines Gutes gab. Eine Bande Dorfmusikanten that ihr möglichstes, um die rauschende Freude zu erhöhn, und als die Lebensgeister bis zu einem gewissen Grade des Thermometers gestiegen waren, ergriff Herr von Leining ein Bauermädchen, das ihm vorzüglich gefiel, und tanzte mit ihr einen Walzer, worin ihm denn die zahlreich versammelten Bursche mit ihren Dirnen bald fröhlich nachfolgten. So ging der ganze Abend in Saus und Braus, in Saufen und Tanzen vorüber, und Herr von Leining wurde nicht müde, die offnen Gemüther der Bauern durch theilnehmende und fröhliche Gespräche zu gewinnen.

Der Tanz um den Baum der Freiheit konnte keinen Sansculotte jemals mehr begeistern, als dieses Volksfest die Bauern zu Rödelsheim. Der Mensch, und vornehmlich der Bauer, besitzt, gleich dem Hunde, die gute Eigenschaft, daß er den auszeichnet, der ihm Gutes thut, und trotz mancher Mißhandlungen, mit ganzer Seele ihm anhängt. Herr von Leining hatte die Herzen sei-

ner Unterthanen, die ohnedem aus Zuneigung für den alten General ihm mit Liebe entgegen kamen, wie eine Heerde Fliegen auf hingestreutem Zucker, mit einem Schlage überwunden. Der gute, liebe Herr — hieß es in allen Hütten — jeder erinnerte sich, was er mit ihm gesprochen hatte — die Dirnen ganz besonders konnten sich in seinem Lobe nicht sättigen; und das war billig, denn erstens hatte er ihrer Tanzlust eine Explosion verschafft, und zweitens mit ihnen am freundlichsten und häufigsten gesprochen.

Auch Elisabeth — meine Leser haben vielleicht errathen, daß sie die erste Tänzerin gewesen war — auch Elisabeth hatte der Vorzug nicht wenig geschmeichelt, von dem gnädigen Herrn zuerst aufgezogen worden zu seyn. Warum sollte sie auch nicht? Wer könnte an ihrem Geschlechte die Eitelkeit verdammen, die für sie die Schöpferin jeder Liebenswürdigkeit ist? Niemand, als wir selber, schafft den unschuldigen Wunsch zu gefallen, und die arglose Freude daran, durch teuflische Künste zur lasterhaften Begierde um. Sie erzählte mit

Frohlocken die genossene Ehre ihrem Martin, der zufälliger Weise am vorhergehenden Tage abwesend war, und daß sie es ihm erzählte, ist wohl die einzige Vertheidigung, deren sie für die Reinheit ihrer Gefühle bedarf.

Am folgenden Tage hatte Keßeck einen Mann zur Frohnarbeit zu stellen. Er brauchte seinen Knecht, und schickte Elisabeth. Nach einer halben Stunde ohngefähr kam sie glühend roth, weinend, mit ziemlich unordentlichem Anzuge wieder. Der Vater fragte sie erschrocken, was ihr begegnet wäre. Sie konnte vor Schluchzen nicht antworten.

Endlich erzählte sie folgendes. Auf dem Hofe war ihr das Geschäft zuerkannt worden, eine Stube im Schlosse zu reinigen. Sie hatte ihr Werk begonnen, und nach einer kleinen Viertelstunde war Herr von Leining ins Zimmer gekommen. Er hatte Anfangs ganz bescheiden mit ihr gesprochen, dann verdächtige Winke fallen lassen, dann den Wunsch zu genießen deutlich erklärt, auf ihre Weigerung endlich Hand angelegt, und nur durch lautes Geschrei, und eine verzweifelte Gegenwehr,

deren Spuren ihre Kleider trugen, war es ihr gelungen, sich von ihm los zu machen. Sie war entflohn, und versicherte, daß sie um keinen Preis wieder auf den Hof gehen würde.

Dazu hatte Vater Kesseck auch keine Lust. Verdammter, abscheulicher * * *, rief er aus! Er war im höchsten Grade erzürnt, und sann, und sann, wie er dem Unwesen steuern möchte. Hinzulaufen, den saubern Edelmann beim Kopfe zu nehmen, und ihm einigermaßen den übermüthigen Kitzel auszuprügeln, war freilich sein lebhafter Wunsch — aber so ernsthaft uns allen das in ähnlichem Falle scheinen möchte, so lächerlich steht ein solcher Wunsch der Seele eines Bauers. Er mußte also die Klugheit zu Hülfe nehmen, und da war guter Rath theuer; denn wie bekannt, große Sünder haben lange Hände, und es ist leichter, zehn kleine Spitzbuben hängen zu sehn, als vor Einem Großen einen Pfennig in der Tasche, geschweige eine Mädchenehre zu bewahren, — wie die Geschichte der Vorzeit in vielen Beispielen lehrt.

Martin kam mit dem Gespanne nach Hause, und beide trugen ihm den Handel vor. Der ehrliche Mensch sagte wenig, aber die feurigen Augen rollten drohend in ihrer Wölbung. Eher das Leben, als sein Mädchen. Dem Schulzen wurde fast bange, als er den Zorn unter seines Schwiegersohns finstrer Stirne, wie Gewitterflammen hervor blitzen sah.

„Ein Mittel weiß ich — hob er endlich an — ihr müßt euch gleich heirathen. Es ist nicht in der Zeit, aber das sind ja Possen unter solchen Umständen. Was fragt ihr nach einer großen Hochzeit, wenn ihr nur der Plackerei los seyd? Und eher wird's nicht aus; denn, wenn sie Frau ist, wird er sie doch respectiren! — “

Der gute Kesseck! Er hatte wohl nie einen Blick in die feine Welt gethan, daß er einem Wollüstling mehr Ehrfurcht gegen eine Frau, als gegen ein Mädchen zutraute! Indessen sein Vorschlag leuchtete den Kindern ein. Er versprach zum Herrn zu gehn, und den Trauschein auszuwirken; Martin sollte morgen dasselbe in seinem Geburtsorte thun. Dieser erreg-

te zwar Zweifel, ob Herr von Leining den Schein geben würde; aber was konnte er für Gründe haben, ihn zu verweigern?

Während sie das beredeten, kam der Vogt, Gladnick, mit trotziger Miene, und fragte nach dem weggelaufenen Fröhner aus des Schulzen Hofe, mit dem Zusatze, daß er sich gleich wieder einstellen sollte. Elisabeth war früher fort an ihre häusliche Arbeit gegangen; Martin mochte vor Erbitterung sich nicht mit seinem übermüthigen Nebenbuhler einlassen, und so erhielt dieser von dem alten Vater den Bescheid, seine Tochter hätte nothwendige Geschäfte im Hause, der Knecht sollte mitgehn. Gladnick wollte dagegen Einwendungen machen; der Schulze aber erklärte rund heraus, er wisse, was Fröhnerrecht sey, und es hänge von ihm ab, zu schicken, wen er wolle.

Martin ging also mit Gladnick fort auf den Hof. Dieser meldete dem Herrn den Erfolg seiner Sendung. Unwillig stürzte er heraus und fragte Martin hastig: Was willst du?

„Ich bin des Schulzen Knecht, und will Frohndienste thun."

„Aber seine Tochter war ja hier? —"

„Sie hat zu Hause zu thun. —"

„Sie soll wieder her —"

„Sie kann nicht. —"

„Sie soll durchaus — infamer Kerl — mache, daß du fortkömmst, ich mag dich nicht zur Frohn haben —"

„Der Schulze meinte, er könnte schicken, wen er wollte, wenn er sonst Kräfte genug hätte. —"

„Hund verfluchter, ich hau' dich in Millionen Granatstücke —"

Er hohlte mit dem Stocke aus, um Martin zu schlagen; dieser ergriff den Stock, riß ihn dem Junker weg, trat ihn rasch entzwei, und ging fort. Herr von Leining urtheilte ganz richtig, daß es vor der Hand nicht rathsam seyn möchte, diesen Menschen weiter zu verfolgen, und ließ ihn gehn.

Martins Erzählung vermehrte den Unwillen des Schulzen, und bestärkte ihn in dem Entschlusse, seine Kinder sobald als möglich zu

verheirathen. Er zog sich an, und ging zum Herrn. Glücklicherweise traf er ihn auf dem Hofe, und konnte ihn ohne Schwierigkeit anreden.

„Was giebt's wieder?" fragte Herr von Leining wild.

„Ich möchte nur ein paar Worte mit Ihr Gnaden allein sprechen —"

„Ich habe keine Zeit —"

„Nur zwey Minuten, gnädiger Herr. —"

Die Fröhner, welche auf dem Hofe arbeiteten, wußten noch nicht, was mit des Schulzen Tochter vorgefallen war. Die Händel mit Martin hatten wohl ihre Neugierde erregt, doch wußten sie zur Zeit auch davon weiter nichts, als was sie gesehn hatten. Das bedachte Herr von Leining. Er wollte, wo möglich, seine Josephinische Popularität retten, die ohnedem erst von gestern Abend war, und nahm den Schulzen mit in sein Cabinet.

Dieser äußerte, daß er seine Tochter verheirathen wollte, und um den Trauschein bäte.

„Wer ist der Bräutigam? —" fragte Herr von Leining.

„Mein Knecht. —“

„Ich gebe den Trauschein nicht; ich mag einen so groben Schlingel nicht unter meinen Unterthanen haben —“

„Halten zu Gnaden, gnädiger Herr — grob ist er sonst nicht, und ein wackrer fleißiger Bursche, der mir das Leben gerettet hat.“

„Das ist mir einerlei; er ist ein infamer Cujon, den ich ans Halseisen stellen lassen werde. —“

„Das werden Sie nicht, Ihr Gnaden —“ sagte der Schulze mit Nachdruck.

„Warum nicht?“ fragte der Junker hastig.

„Weil es Ihnen große Händel machen würde.“

„Will er rebelliren? —“

„Da sey Gott für! — aber klagen. Erst bei Ihrem Herrn Vater, unter dem ich zwanzig Jahre als Schulze gestanden habe — und er hat mir, wenn er her kam, immer auf die Schulter geklopft, und gesagt: Schulze, er ist ein braver Mann. Und ich habe einmal mit dem alten Andres an seinem Tische gegessen, weil er eine arme Soldatenwitwe aufgenommen

und verpflegt hatte. Sehn Sie, gnädiger Herr — fuhr er fort, und trocknete sich die überfließenden Augen — ich würd' es nicht sagen, wenn's nicht Ihr Herr Vater gewesen wäre — aber, so wahr mir Gott helfe, ich muß zu ihm gehn, wenn Sie mir das Kind unglücklich machen wollen — und hilft mir der nicht, zur Regierung, ja zur Regierung, gnädiger Herr. Denn die soll an Gottes Statt seyn, und vor Gott kann ich verantworten, was ich thun will. Ich bin ein armer, alter Mann, habe die Frau verloren, und den Sohn — die Tochter ist das einzige Kind, an das setz' ich Gut und Leben — und der Bursche hat mir das Leben gerettet; für den lass' ich's auch wieder! —"

War es der Nachdruck, mit welchem der alte Mann diese Worte sprach, die er zuletzt vor Thränen und Wehmuth kaum zu sagen vermochte — war's das Andenken an seinen Vater, dessen Gerechtigkeitsliebe Herr von Leining kannte — genug, er erwiederte nichts, als — „Aber warum wollt ihr sie denn jetzt verheirathen? —"

„Es sind junge Leute, gnädiger Herr."

„Ich will euch den Trauschein geben. —"

Er schrieb ihn auf der Stelle, und gab ihn dem Alten.

„Aber noch ein Wort, Schulze."

„Was befehlen Ihr Gnaden? —"

„Ich habe mit seiner Tochter ein wenig gescherzt, und höre schon aus seinen Reden, daß das alberne Ding geglaubt hat, Wunder, was ich wollte — daß sie mich mit ihrem Gewäsche nicht unter die Leute bringt! —"

„Sorgen Sie nicht —"

„Und sein Knecht, der Schlingel, daß er mehr Manieren gegen seine Herrschaft lernt! Sonst lass' ich ihn krumm schließen, und bis auf's Blut hauen! —"

Darauf wußte Kesseck nichts zu sagen, machte seine Reverenz, und ging nach Hause.

Seine Kinder hatten angstvoll seiner Ankunft geharrt, und frohlockten nicht wenig, als er ihnen den Trauschein, wie eine Friedensdepesche, entgegen hielt. Elisabeth vergaß die erlittne Beschimpfung, und fing an, den Herrn von Leining mit seiner Jugend zu entschuldigen; der Schulze meinte, er würde doch etwas von

seines Vaters Blute in sich haben, und Martin war selbst zu gut, um Arges zu denken, wo er nicht dazu gezwungen wurde. Es stieß sich noch an den Trauschein der Heinsdorfer Herrschaft, den Martin, als ihr geborner Unterthan, nöthig hatte.

Am folgenden Morgen früh machte er sich auf, um ihn zu holen. Um seine Seele schwebten die reizenden Träume der Hoffnung, und wehten ihm mit himmlischen Schwingen Trost und Freude zu. Kein Laster drückte sein Herz; gut und rein nahm er das Glück, das ihm die Zukunft versprach, mit solcher Zuversicht, so sorglosem Vergnügen auf, als ein gutes Kind die Hoffnung des Geschenks, das seine Eltern ihm für sein gutes Betragen versprochen haben. Seine Braut war so zärtlich, so schön, so gut — sein Schwiegervater so erfahren und redlich — seine künftige Nahrung sowohl im Stande — selbst die muntern Pferde halfen, daß die Wagschale des Vergnügens sank. Solche Empfindungen beflügelten seine Schritte, und beflügeln Liebe und Freude sie nicht allemal? Erhöhn sie

nicht jede Kraft der Seele? Wie hätte sonst der alte Dichter von der Sonne sagen können — Sie geht hervor, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, wie ein Held, zu laufen ihren Weg?

Er wollte seine Verwandten mit der völligen Entscheidung überraschen, und ging darum zuerst auf den Hof, zum Herrn von Westenberg. Da wurde er ohne Schwierigkeit vorgelassen, aber sein Gesuch abgeschlagen. Er bat, es half nichts. Er zeigte den Trauschein seiner Braut — man achtete darauf nichts mehr. Er fragte warum? und erhielt zur Antwort, das würd' er vielleicht morgen erfahren.

Zu gebeugt, zu tief von der Höhe des gehofften Glücks herunter gestürzt, wollt' er nicht in sein väterliches Haus, und ging nach Rödelsheim zurück. Der Vater und Elisabeth stutzten über sein verstörtes Wesen — sie waren zu Boden geschmettert, als er erzählte.

„Es kann nichts helfen — sagte endlich der Vater — weine nur nicht, Elisabeth, es muß sich bald entscheiden.“

Und noch denselben Abend entschied es sich. Spät pocht' es an die Thür. Elisabeth eilte hinaus. Ein Unterofficier mit Soldaten trat in den Hof —

„Wo ist Martin Hannasch aus Heinsdorf? —"

„Ich weiß nicht," stotterte Elisabeth, und stürzte todtenbleich in die Stube. Sie wollte ihren Geliebten retten — er sollte sich noch flüchten. Umsonst! — mit ihr zugleich traten die Soldaten herein, und faßten Martin, der ruhig am Tische saß. Vergebens klagte das Mädchen so laut, so herzschneidend, daß es wilde Thiere gerührt hätte — vergebens klammerte sie sich um den Geliebten, um die Füße seiner Entführer — vergebens bot der greise Vater das ersparte Geld — vergebens versuchte Martin einen kurzen Widerstand — die eherne Pflicht machte die ehrlichen Krieger zu unerbittlichen Dienern der Schande und des Unrechts, sie griffen ihn, und führten ihn davon.

Armer Martin! armer Vater! arme Elisabeth!

VIII.

Armesünderrede.

Es giebt viel Gutes, Großes, Schönes in der Welt, aber auch viel Kleines, Schlechtes, Abscheuliches. Das alles zusammen gährt unaufhörlich, und giebt eine Mischung, die wir das Mittelmäßige nennen. Diese Mischung ist unser Glück im Ganzen; denn, wenn einmal ein völliges Sediment des Schlechtern, als des Schwerern, sich ereignete, so würde die eine Hälfte der Erdbewohner im gräßlichsten Elende schmachten, die andre im Paradiese leben.

Der Microcosmus Mensch — zu Deutsch, das kleine Weltchen, oder, wenn ein eigensinniger Kriticus den Pleonasmus nicht leiden wollte, das Weltchen schlechthin — ist nichts bessers, als der Baum, auf dem er als Raupe kriecht, der große Cadaver, in welchem er als Wurm herumwühlt, oder wie er sich und seinen Planeten sonst noch betrachten mag.

Gutes, Großes, Schönes — Schlechtes, Kleines, Abscheuliches gähren wunderbar auch in ihm. Das Verhältniß ist verschieden — denn die mannigfaltige Weisheit der schaffenden Kraft mischte nicht nach kleinlichen, engbegränzten Systemen, wie Menschen, die sich für Weise halten. In dem einen ist das Große gleich 20, das Kleine = 10, in einem andern umgekehrt, und wer alle Proportionen berechnen könnte, würde wahrscheinlich finden, daß sie in keinem Individuo mit der des andern übereinstimmt.

Helden, große Regenten, Schriftsteller und Künstler, gute Menschen — können sich trotz ihrer Vorzüge dieser eisernen Regel der Mittelmäßigkeit in ihren Urtheilen, Handlungen und Producten nicht ganz entziehn. Aber feige, dumme, niedrige und schlechte Menschen stehn unter derselben als unter einem wohlthätigen Naturgesetz. Es schafft eine Art von Gleichheit, die wenigstens eben so vollkommen ist, als die politische jemals seyn kann. Wie trotz aller Verschiedenheit ihrer Verhältnisse jeder Franzose nur Bürger der

Republik, und der allmächtige Bonaparte selbst nur der erste Bürger, und troz seinem Oberconsulat kein Edelmann ist — so kann kein Mensch ein Engel, aber auch umgekehrt kein Teufel seyn.

Aber bey dieser verschiednen Mischung aller Menschen kömmt es natürlich einzig und allein auf den Gesichts- oder andern Punkt an, aus welchem man sie betrachtet. Den Enthusiasten kann die höchste Bildung nicht vor Fehlschlüssen schützen, weil er alles nur von Einer Seite sieht — und der ganz ungebildete, aber unbefangne Mensch ist im Grunde besser daran, weil ihm der Zufall bisweilen Entdeckungen zuführt, die er nicht suchte, aber nüzt, da er die Augen nicht, wie jener, bey allem zudrückt, was in seinen Kram, seine Narrheiten, Hypothesen, und Vorurtheile nicht paßt.

Es sey mir erlaubt, diese unbestrittene Wahrheit zu der Absicht zu nützen, einen armen Sünder vom moralischen Hoch- Noth- und Halsgerichte zu retten. Mögen die Scharfrichter dazu den Kopf schütteln — wer

kann's ihnen verdenken? Niemand büßt gern seine Kunden, Rechte und Einkünfte ein. Könnten Menschen in der Regel sich dazu so leicht entschließen, so würden bald der Mißbräuche weniger seyn.

Herr von Leining ist der unglückliche Client, der in der Verzweiflung seine Zuflucht zu meiner mitleidigen Feder nehmen muß. Ohne meine Schuld hat er sich selbst durch seine Handlungen so ins Schwarze gezeichnet, daß ich wünschte, ihm einen Demosthenes oder Beaumont an meiner Stelle zum Vertheidiger geben zu können. Er will ein unschuldiges Mädchen verführen — es gelingt ihm nicht. In der Wuth will er ihren Bräutigam mißhandeln, und es gelingt ihm auch nicht. Endlich legt er sich in den Hinterhalt der Freundlichkeit, und steckt den armen Martin unter die Soldaten. — Denn daran war er Schuld — und es wird noch viel schlimmer kommen!

Schwerlich würde der Junker selbst so viel Aufhebens gemacht haben, aber Gladnick, sein neu angenommener Vogt, wollte Rache wegen verschmähter Liebe, und die Stimmung seines

Herrn kam ihm zu dieser Absicht recht gelegen. Er hatte ihn beredet, den Trauschein zu verweigern, und als Herr von Leining das nicht thunlich gefunden hatte, rieth er ihm zum Heinsdorfer Herrn, von Westenberg, zu gehn, und ihn zu bitten, daß er Martin als einen unruhigen, widerspenstigen Menschen an die Soldaten ablieferte. Da seine väterliche Nahrung von ihm an seine Schwester abgetreten, und durch ihre Verheirathung mit Leupold dem Regimente ein Recrut entzogen worden war, so hatte alles den rechtlichsten Schein von der Welt. Herr von Leining ritt noch denselben Nachmittag zum Herrn von Westenberg — und warum hätte dieser jenem die Augen aushaken sollen?

Der Leser begreift nun alles. Vielleicht hat sein gutes Herz den ehrlichen Martin trotz seines leinenen Kittels liebgewonnen — seinen Liebling aber mag niemand gern zu einem martialischen Präparat hingeben — er kann also nicht anders, als Herrn von Leining verabscheuen. Was läßt sich nun für den armen Sünder vor dem Pairgerichte sagen?

Das, was ihn vor dieses Gericht stellt — er war ein Edelmann. Es fällt mir nicht ein, zu philosophiren, was er als solcher hätte seyn sollen; ich bleibe bey dem stehn, was er war. Ein Edelmann ganz gewöhnlichen Schlages, trotz seiner Außenseite von gelehrter, philosophischer Bildung — von Jugend auf gewohnt, den Bauer in genere als eine Art von Orang-Utang anzusehn, den die wahren Menschen, die Edelleute, und nächst ihnen die Halbmenschen, die Bürger, recht wohl brauchen könnten zum Schwamme, zum Pudel, zum Arbeitspferde, u. s. w. — durch die schlechte Außenseite des Bauernstandes, durch seine ungebildete Aufrichtigkeit, und Natürlichkeit (naiveté), seine Genügsamkeit, seine lärmende, ausschweifende, scheinbar auf nichts sich gründende Fröhlichkeit, in dem so allgemeinen Wahne bestärkt, der Bauer fühle weniger, weil er schlechter esse, und habe weniger Ehre im Leibe, weil man ihn verachtet — ach Gott, durch Beyspiel, Lehren, und das Betragen aller Stände immer mehr in dem Glauben befestigt, der Bauerstand sey der Fußboden des Staats,

auf dem es sich recht bequem herumtreten lasse; nur müsse man nicht leiden, daß ein Quader über die Linie der tiefsten Niedrigkeit auch nur um einen Zoll breit hervorrage — mit einer solchen Mischung von Vorurtheilen, Gefühlen, Neigungen durch Erziehung und Zufall ausgestattet, konnte Herr von Leining leicht anders seyn, anders handeln? Tausende werden fragen, was that er denn nun Schweres, Schändliches? und wahrlich, es läßt sich fragen.

Denn ein Mann, dem so manche Gräfin von der feinsten Bildung in die Arme flog, um dessen Genuß die schönen Bürgerinnen alle ihre Künste wetteifernd aufboten, wie soll der ein Bauermädchen schonen? Wie käme in ihre grobe Seele die zarte Empfindung, welche einst, und auch das nur in einem Romane, den Kopf der guten Clarissa verwirrte, und die jugendliche Blüthe ihres Lebens zerstörte? Daphne war die einzige Sterbliche, die vor einem Gotte floh — in der Regel gilt in der Mythologie die H*** eines Gottes höher, als die ehrliche Frau eines Menschen, und so muß ein Edelmann

von Herr von Leinings Gattung auch in der Meinung stehn, daß eine adliche H*** mehr als ein rechtliches Bauernweib gelten müsse.

Bon pour cela! hör' ich die Richter rufen, wir sind nicht willens, mit jedem neuern Tarquinius um einer Dorflucretia willen eine Fehde auf Tod und Leben zu beginnen. Die Zeiten sind, Gott Lob! vorbey, wo sich an solche Kleinigkeiten große Revolutionen knüpften. Aber daß er den Martin unter die Soldaten steckte —

Das? gestrenge Richter! — War denn Martin kein Verbrecher? Hatte er nicht mit dem Trotze eines freyen Mannes sein Recht behauptet gegen den, zu dessen Füßen er sich als Sclave krümmen sollte? Und was ist unausstehlicher, als wenn ein Wurm, den ich zertreten kann, auf sein Recht pocht? Seyd unterthan der Obrigkeit, schreibt S. Paulus Röm. 13, und Herr von Leining wußte diese Stelle zu seinem Vortheil meisterhaft zu mißbrauchen. Konnte er unter seinen Unterthanen einen Rebellen dulden, von dessen Widersetzlichkeit er nach der gehabten Erfahrung das schlimmste fürchten durfte? Mußt' er ihn nicht ausmärzen

aus seiner Heerde als ein räudiges Schaaf, und zu einer andern thun, wo man das Schmiervieh zu heilen weiß.

Wahrlich, daß er sich mit einer albernen Dorfdirne einen Spaß machen wollte, wie man eine Hühnerpastete ißt, und einen unruhigen Kopf züchtigte, wie man einen Jagdhund peitscht, der sich nicht beym Ohre zerren lassen will, das bewies nur sein gefühlvolles Herz, und seine Regierungskunst; so daß es gar nicht der Mühe verlohnte, so viel davon zu reden.

O weh! weh! wie sauer ist mir diese Armesünderrede geworden! Wenn ich in die Zukunft blicke, die euer harrt, unschuldige Elisabeth! edelmüthiger Martin! würdiger Kesseck! — da möcht' ich weinen mit euch — ich möchte auf die Dächer treten, und Feuerworte reden von der schamlosen Tyranney kleiner Despoten, von der Landplage barbarischer Gesetze und Privilegien, von der Nachlässigkeit der Oberhirten, die ihren Knechten verstatten, die Heerde, nicht zu scheeren, sondern zu schinden — ich würde

ihr Mitgehülfe zu seyn glauben, wenn ich schwiege!

Und doch — ich sprachs im Ernst. Der Mensch ist ein verwahrloseter Krüpel, und das macht ihn ungesund und abscheulich. Wer die moralische Anatomie kennt, bemerkt alle die Verrenkungen, Knochenauswüchse, Krebsschäden, Lähmungen der Seele — aber an andern tausendmal leichter, als an sich selbst — am ungebildeten Edelmanne leichter den Ahnenstolz, die trübe Sumpfwolke voll pestilenzialischer Dünste, die fruchtbare Mutter der Hartherzigkeit, der Unmenschlichkeit — an sich schwer die tausend Fehler, die nur unschädlich sind, wie wilde Thiere in einer Menagerie, und in rasender Wuth aus ihren Höhlen stürzen würden, wenn ihre Mauern zerbrächen.

Ach so viel Großes, Schönes, Gutes — so viel Kleines, Schlechtes, Abscheuliches gährt im Menschen, und in der Menschheit schauerlich durch einander!

IX.

Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

Uebel berechnet hatte Herr von Leining seine forcirten Märsche und Querzüge nicht. Wenn er selbst Martin als Rekruten zu dem Regimente seines Vaters ablieferte, so war nichts gewisser, als daß die Sache zur Sprache kam, — und da hätte sein rechtschaffener Vater ohnfehlbar den Rekruten zurückgeschickt, und dem Herrn Sohne seinen Muthwillen derb verwiesen. Der Herr von Westenberg schickte Martin, als seinen Unterthan, einen unbegüterten, überflüssigen Mann, an Leupolds Stelle, zum Regimente. Dagegen konnte nur der Unsinn etwas einwenden, und es fiel niemand ein.

Aber schlechter berechnet war der offenbare Angriff, den Herr von Leining auf die Batterie that, um derentwillen er sich einen Schleichweg durch's Gebüsch gesucht hatte. Der Schulze hatte zwar außer Elisabeth noch seiner Schwester Tochter, Christine, ein Mädchen von 14 Jahren, bey sich. Aber ganz ohne männliche Hülfe

konnte er dennoch nicht bleiben, und nahm darum, weil Martins Loslassung immer sehr ungewiß blieb, wenigstens sich sehr verzögern konnte, sogleich einen andern zum Knecht an. Kaum war dieser im Hause, so kam eine Bothschaft vom Hofe, abermals Sir Gladnick, tükkischen Andenkens, mit der Weisung, daß Elisabeth sogleich an die Stelle der entlaufenen Stubenmagd in Dienste treten sollte.

Es war auffallend, daß die Stubenmagd, ein unbescholtenes, seit einigen Monaten verlobtes Mädchen, ohne irgend einen befriedigenden Grund aus dem Dienste gelaufen war. Ihre Landsleute machten sich die und jene Erklärung, aber den wahren Grund trafen sie nicht, daß Herr von Leining ihr ein schönes Hochzeitgeschenk versprochen hatte, wenn sie ihn durch eine eilfertige Flucht in den Stand setzte, Elisabeth auf einige Monat statt ihrer in Dienst zu zwingen.

Der Vater, von Verzweiflung und Wuth ergriffen, ließ sein Kind nicht verabfolgen, sondern lief sogleich selbst zum Herrn. Er mäßigte sich anfangs doch — that Vorstellungen — flehte

bey

bey seinen grauen Haaren — stellte dem gestrengen Herrn vor, Elisabeths Unschuld sey ihr größter Reichthum, sein Stolz, sein Glück —

„Wer Teufel sagt dir denn, Alter — war die gnädige Antwort — daß ich deiner Jungfer Tochter etwas zuwider thun will? Ich brauche eine Magd, und sie soll's werden.“

„Aber, gnädiger Herr, ich bin so schwach an Leuten — ich habe nur die einzige Tochter —“

„Du hast noch eine Weibsperson im Hause; mehr brauchst du nicht —“

„Herr Gott, das Kind! was will ich mit dem anfangen?“

„Das kümmert mich nichts — da sieh du zu.“

„Ihr Gnaden, es geht nicht; ich kann die Tochter nicht lassen —“

„Mach' mir den Kopf nicht warm — schick' mir die Tochter her, sonst lass' ich sie mit den Gerichten hohlen. —“

„Nein, so wahr Gott lebt, ich schicke sie nicht —“

„Marsch Canaille!“ rief Herr von Leining wüthend — nahm den alten, mit gefalteten Händen, und heissen Thränen bettelnden Mann, und warf ihn zur Thüre hinaus.

Und was war's denn mehr? er gehörte ja zur Canaille, und der Junker brauchte nur sein Herrn- und Hausrecht!

Mit der Popularität war es aus; und doch giebt es Beyspiele, daß sie sich mit Despotismus recht wohl verträgt. Kaum war der Schulze zu Hause, so kam der Vogt mit einigen Gerichtsleuten, und hohlte seine Tochter. Gewaltsamer Widerstand war unmöglich — auch die Gerichtsleute und die ganze Gemeine, so viel Mitleid jeder mit dem unglücklichen Vater hatte, konnten nicht helfen; das Zuchthaus wäre unwiderruflich ihr Antheil gewesen. Denn wer konnte dem Herrn von Leining beweisen, daß er mehr forderte, als was ein durch Alter und Privilegien geheiligtes Recht ihm zusicherte?

Heilige Themis! wo sind die Altäre, die man dir sonst aus parischem Marmor baute?

wo dein göttliches Bild stand, im hohen Schmucke der Unschuld, mit der unbestechlichen, fernhintönenden Wage? ein Meisterstück der Kunst, durch Liebe empfangen, durch Geisteskraft gebohren? Ein ungeheurer Tempel steht auf deinem Grabe, ein Riesenaltar, aus dicken Papiermassen aufgethürmt, mit Menschenblut und Schweiß gekittet, mit ehernen Fesseln umschlungen — obenauf ein heißhungriger Götze mit Adlerskrallen, und Zähnen des Ebers, im Rachen ein menschliches Herz — um ihn eine Legion hungriger Raben, die an dem Herzen hacken, und sich unter einander um jeden Bissen zanken! O erschüttre die Gewölber deines Mausoläums, zertrümmre die Mißgeburt an deiner heiligen Stätte, erleuchte die Mitternacht deiner Todtenhalle, und ersteh' deinen Menschen wieder in himmlischer Klarheit!

Der alte Kesseck raufte sich die grauen Haare aus, und wälzte sich, wie ein Wahnsinniger, heulend und schreiend auf dem Boden. Niemand konnte ihm helfen — er selbst fand keinen Ausweg als Geduld, keinen Trost als Klage. Wunderbar ward ihm, als er

Tags darauf seine Tochter kommen sah. Hat er sich besonnen? Ist sie frei? Aber so geschwind läßt der Geier nicht seinen Raub. Sie kam um ihren Vater zu trösten; Herr von Leining hatte sie selbst geschickt.

In Kesseckś Busen stürmte Vatergefühl, wie in Odoardo Galotti — er blickte erschrocken in Elisabeths Augen. Sie waren trübe — aber doch ihr Blick so frei und gutmüthig, so zutraulich — sie schien noch nur die Blumen am Rande, nicht das offne Grab ihrer Unschuld, zu sehn.

„Wie geht dir's?" fragte der Vater.

„Im Grunde gut, Vater. Der Herr ist freundlich, aber er läßt mich ruhig. Wenn ich weine, sagt er mir, er würde sehn, daß er Martin losmachen könnte. Aber ruhig kann ich doch nicht seyn — und ich weine und jammre manchmal, daß mir das Herz brechen will."

Ihre Betrübniß, ihre Thränen rissen den Vater hin. Er nahm sie in seine Arme, und, ohne zu sprechen, legte eins seine Qual in den Busen des andern nieder.

„Nun mag's seyn, sagte endlich der Vater — unser Widerstreben kann doch nichts helfen. Aber höre, habe Gott vor Augen, und im Herzen, und denk' an Martin! Es ist mir doch so ängstlich.“

Elisabeth kam am folgenden Morgen wieder, und vergnügter. Am dritten abermals, und noch heitrer über die gute Behandlung des Herrn. So kam sie vierzehn Tage lang, immer froher und froher — ihr Vater schüttelte den Kopf. Auf einmal blieb sie weg — einen Tag — zwei — drei — vier Tage — am fünften endlich!

Vater Kesseck trat vor sie hin, sagte nichts, sah ihr in's Auge — es sank schnell zu Boden, und eben so schnell flog der Verräther ihrer Schuld auf ihre Wangen. Er rang die Hände, hörte nicht auf ihr Rufen, ihren Jammer, ging in sein Haus, und schloß seine Stube zu.

Tod wühlte in seinen Gebeinen — so dünkt' es ihm — er wollte sein Haus anzünden — wollte hingehn, und den Edelmann erschlagen —

Aber es kann seyn, sie ist noch nicht gefallen, nur auf dem Wege dazu! Der Gedanke gab ihm Leben — geschwind Mittel, Wege! — überall nichts! — Endlich, endlich, — und er jauchzte laut auf, als ihm der glückliche Gedanke kam, rufte Christinen herein, uud schickte sie gleich in die Residenz, wo Martins Regiment stand.

Sie kam hin — der Zufall begünstigte ihr ängstliches Suchen; sie sah Martin auf der Hauptwache sitzen. Mitten unter seinen tobenden Kameraden, heftete er den Blick starr und finster auf den Boden, ohne des Lärmens um ihn her zu achten.

„Martin!" rufte die Kleine.

Er fuhr aus seinen Träumen auf, erblickte Christinen, und sprang zu ihr hin. Was sie für Nachrichten brachte, wissen wir. Was Martin dabey empfand — fühl' in deinem Busen, Leser!

Sie brachte ihm den Trauschein, welchen Herr von Leining ausgestellt hatte, und sagte ihm im Namen des Vaters, er sollte zum Ge-

neral gehn, bey dessen Compagnie er stand, ihm den Schein zeigen, dann um den militairischen, und um Urlaub bitten, um sich gleich auf der Stelle mit seiner Braut trauen lassen zu können.

Martin that es. Der General machte keine Schwierigkeit, als er aus der Unterschrift seines Sohnes sah, daß er wirklich verlobt gewesen war. „Es thut mir leid, mein Sohn, sagte der alte würdige Mann, daß dir die gehoffte Freude so verkümmert worden ist. Aber der Herr von Westenberg hat das Recht dazu, und hat dich zum Regimente aus Gründen gegeben, denen ich nicht widersprechen kann.“

„Es kann nun nicht anders seyn, Herr General. Ich will auch gern meine Capitulation aushalten, und dem Landesherrn treu und rechtschaffen dienen. Nur bitte ich unterthänig um Erlaubniß, sie heirathen zu dürfen, daß der Schwiegervater nicht einen andern für sie wählen muß. Wird Krieg, so muß ich freilich mit fort; außerdem kann ich ja wohl Urlaub bekommen, und zu Hause arbeiten.“

„Warum das nicht? Ich habe, wo ich nur konnte, keinen Mann seiner Familie entrissen.“

Aber du bist kaum vierzehn Tage beim Regimente — was macht dich denn so eilig?"

Martin dachte edel genug, den Sohn nicht bey dem Vater verlästern zu wollen — er blickte stumm zur Erde. Der General kannte seinen Sohn — er ahndete aus Martins Schweigen, und seinen Mienen, welche Besorgnisse ihm das Herz schwer machten. Lächelnd sagte er: „Es mag seyn, wie du willst, mein Sohn. Du kannst morgen nach Hause gehn, und wenn mein Sohn deine Braut vor der Trauung nicht ziehen lassen wollte, so gieb ihm nur ein Paar Zeilen von mir, die ich gleich schreiben will."

Er that es auf der Stelle. Martin verließ ihn mit dankbarem Vergnügen, erhielt noch am Abende seinen Trauschein, und wanderte am folgenden Morgen mit Tagesanbruch nach Rödelsheim. Sein Herz war doch beklommen — er hatte nicht eigentlich Mißtrauen in Elisabeth; aber es giebt Möglichkeiten, an die man nicht ohne Schauer denken kann.

Als er in seine Hütte trat, und sein alter Schwiegervater bleich, abgezehrt, mit unge-

kämmten Haaren in der einsamen Stube saß, starre, fast leblose Augen ohne Theilnahme auf ihn heftete, und ihm eine erstorbene Hand, ohne ein Wort zu sprechen, zum Willkommen reichte; da wurde für Martin wahrscheinlicher, was ihn bis jetzt als Möglichkeit erschreckt hatte; der gewaltige Schmerz, der über des Vaters ganzes Wesen ausgebreitet lag, war der Leichenstein für seiner Tochter Ehre.

„Ist Elisabeth noch oben?" fragte Martin.

„Ja."

„Ist sie heute hier gewesen? —"

„Nein."

„Ich habe den Trauschein; auch ein Briefchen vom Herrn General."

„So?"

Der Alte nahm den Schein, las ihn aufmerksam durch, und gab ihn zurück, ohne weiter etwas zu sagen.

„Ich will gleich zum Edelmann gehn."

„Gut."

Martin nahm seine Papiere, und ging — den ernsten Gang des Schicksals. Herr von Lei-

ning war zu Hause. Er stutzte, als Gladnick, sein jetziger Liebling, ihm Martins Ankunft meldete; stutzte noch mehr, daß er ihm einen Brief von seinem Vater überbrächte. Seine Armesündersecle regte sich; er beschloß heimlich, wenn Martin Lärmen machte, Elisabeth eine nahmhafte Ausstattung zu geben.

Martin trat herein; fest, wie es einem Soldaten, ernst, wie es einem vielgekränkten Manne ziemte. Herr von Leining setzte sich in Positur —

„Was willst du wieder bey mir, Schlingel?"

„Herr von Leining, ich bin in der Montur, und von meinem Herrn General geschickt — "

„Ein schöner Envoye, „murmelte verlegen der Junker.

„Ich bringe den Schein vom Herrn General, daß ich mich mit meiner Braut, Elisabeth Kesseck, trauen lassen darf, und bitte unterthänig, daß Sie sie vom Hofe lassen —"

Herr von Leining sah den Schein an. „Ihr müßt doch aufgeboten werden. Zur Trauung mag sie gehn, und vierzehn Tage bey dem Va-

ter bleiben. Dann dient sie ihre Zeit aus bis zu Weihnachten. —"

„Ihr Gnaden werden mir's nicht abschlagen. Hier — ist ein Briefchen vom Herrn General."

Der Edelmann stutzte, nahm den Brief, las — lächelte — wurde roth — lächelte wieder —

„Mon fils, schrieb sein Vater, ich weiß, daß du etwas reizbarer Natur bist, und dem schönen Geschlechte eifriger huldigst, als es sich eigentlich mit dem Catechismus verträgt. Indessen hatte der liebe Gott seine guten Gründe, das Weib eines andern zu einem unverletzlichen Eigenthume zu erheben, und ich hänge noch zu sehr am alten Glauben, um es mit deiner Jugend zu entschuldigen, was du mit der Braut, also dem bestimmten Weibe dieses Mannes vorzuhaben scheinst. Darum rathe ich dir väterlich, aber ernstlich: laß sie ziehn, und hindre die Leute nicht an ihrem Glücke."

„Du bist ein unverschämter Narr, Patron, — sagte Herr von Leining zu Martin, — mit deiner Zudringlichkeit."

„Halten zu Gnaden —“

„Ich würde dir deine H**e nicht behalten haben. —“

„Ihr Gnaden, sie ist ein ehrliches Mädel.“

Herr von Leining wollte sich krank lachen.

„Du schneidest recht ernsthafte Gesichter, mon ami. Aber laß dir keine grauen Haare darüber wachsen — du sollst sie haben — es ist nicht zu weit zu euch, und ich werde euch manchmal besuchen —“

Martin glühte vor Erbitterung, und biß die Lippen zusammen.

„Steht dir's nicht an? Juckt dir's an der Stirne? Närrchen, das muß ich mir in der Folge von meinem Kutscher vielleicht auch wieder gefallen lassen.“

Martin schwieg immer noch.

„Aber brüderlich theilen sollten wir doch. Was hast du nun davon? Das beste hab' ich einmal weg —“

„Herr! —“ fuhr Martin auf — besann sich wieder, und sah ihm finsterdrohend in das

tückischlächelnde Auge. Der Spaß war zu reizend; Herr von Leining konnte sich ihm unmöglich sobald entreißen.

„Das ist wahr, ein schmuckes Ding ist deine Braut. Sie hat mich recht zum Narren gemacht, eh mir's glückte. Nun, es soll sie nicht reuen — eine Freude ist der andern werth —“

„Herr, ist das wahr? — schrie Martin außer Fassung, und sprang einen Schritt vor, daß der Junker einen zurück fuhr — ist das wahr? Muß sie mir das selber ins Gesicht gestehn?“

„Alberner Mensch, — faselte mit Blindheit vom Himmel geschlagen der lustige Ritter — schrei nur nicht so! du schreist es ja selber aus. Ich will ihr hundert Thaler zur Hochzeit geben. Da kann sie sich einen Kranz von Golde machen lassen; der hält am längsten —“

Martin zitterte vor Wuth. — „Lassen Sie sie rufen; sie soll mir selber sagen, ob sie das annimmt. —“

Durch das befehlende dieser Worte etwas befremdet, blickte Herr von Leining ihn genauer an. Des ehrlichen Martins höchste Erbitterung

entging ihm nicht — aber eben das war ja das Vergnügen, das er zur Entschädigung für die frühe Einbuße seiner Beyschläferin gewollt hatte. Ein Bäuerkerl — in seiner eignen Stube — Mann gegen Mann — seine Leute in der Nähe — er glaubte sich vor dem schlimmsten Falle nicht fürchten zu dürfen, und sagte: „Meinetwegen, sie mag kommen.“

Er klingelte, und befahl Elisabeth zu rufen. Sie trat herein, und wie Gottes Richterarm ergriff die Elende der Anblick Martins. Die Rosen ihrer Wangen entflohn in einem Augenblicke — eine todtenbleiche, zitternde Bildsäule stand sie vor ihm. Martin sah ihr Geständniß. Verzweiflung faßte seine Seele, wie ein Sturmwind.

Herr von Leining fing selbst an zu zittern — verwünschte Martins Einfall — verwünschte seine Begierde — seine Schadenfreude — seine Furcht — und wollte die Sache wieder ins Gleiche bringen. —

„Elisabeth,“ sagt' er, „tröste deinen Bräutigam — er hat sich wunderliche Dinge in den Kopf gesetzt —“

Wild fuhr Martin auf —

„Sprich, Elisabeth, bist du seine Hure? —"

„Barmherzigkeit! —" stieß die Elende krampfhaft heraus — sank auf den Boden, wollte Martins Füße umklammern — er stieß sie von sich, daß sie auf den Boden flog — faßte grimmig den Ehrenschänder, stürzte ihn auf die Erde —

Und eh das laute Angstgeschrey des Mädchens und des Bösewichts die Hülfe ereilte, steckte Martins Seitengewehr in Leinings Brust, und seine befleckte Seele floh in jammernden Seufzern hinweg!

X.

Seelenmesse.

Was schüttelt meinen Körper mit der Allgewalt theilnehmenden Gefühls? Ist's der Anblick deiner blutigen Brust, unglückliches Opfer deines Leichtsinns und deines Stolzes? Oder Empörung über dein Vergehn? Oder

Jammer über das stille anspruchlose Glück guter Menschen, durch deinen frevelnden Muthwillen vernichtet?

Ach, die Wolke, die hinter ihrem dunkeln Busen das schlagende Herz des Genius der Menschheit verbirgt — die ewig wechselnde, furchtbare Nebelgestalt des Schicksals, breitet sich bey jedem nähern Blicke auf das wirbelnde Chaos der Menschen, bey jedem unwillkührlichen Schritte in die Arme des harrenden Todes, finstrer, undurchdringlicher, drohender vor unsern Augen aus! Der kurze Tagesschimmer der Jugend entfliehet, mit ihm die leuchtende Sonne der Hoffnung, die ganze schimmernde Farbenwelt, die sie schuf — furchtbare Wirklichkeit ergreift mit ihren Schattenarmen den Mann — Donner umrollen — Blitze umkreisen — Tod und Vernichtung umschweben ihn in tausendfaltiger Bildung —

Und leuchtest du nie wieder, nie schöner noch und reiner, du seliger Stern der Jugend? Das blühende Land der Liebe, durch deine Strahlen verklärt mit den Farben einer

höhern

höhern Welt, mit himmlischen Gestalten bevölkert — der schöne, beglückende Traum der Kindheit, wird er nie in Kraft und Leben dastehn? War er nur Spiel für Kinder, die tändelnde Morgengabe einer zärtlichen Mutter? Oder sollten die Kinder in dem reizenden Spielwerk das verkleinerte undeutliche Bild einer herrlichern Zukunft, einer vollkommnern Schöpfung sehn?

Ich bin nur Ein Mensch, Vater im Himmel! Begränzt in eine enge Laufbahn, wie Kinder, oft strauchelnd, oft blutend, wie Kinder. Aber wenn meine Seele blutet, findet sie Kraft, Kraft von dir, und Balsam für ihre Wunden!

Mit jedem Tage neu verjüngt, nach jedem Falle mächtiger erstehend, läßt sie ihr Auge getröstet über die Vergangenheit gleiten — streckt den gestärkten Arm aus nach Deiner Hand, die von der Höhe sich helfend herabsenkt —

Aber sie, die tausende, die bluten — aus deren blutenden Wunden Kraft und Leben strömend entflieht — die Opfer der Verfüh-

rung, der Unwissenheit, des Leichtsinns — die wohl in bessern Stunden ihr sehnendes Herz zur Unvergänglichkeit erhoben, wie der Schiffbrüchige den müden Arm aus stürmenden Wogen — und bald von den tobenden Fluthen regelloser Begierden auf's neue in die Strudel, auf die verborgnen Klippen gestürzt, besinnungslos die Seele aushauchten — ohne Wunsch nach Rettung, wie ohne Leben — meine Brüder! — ach vielleicht meine Kinder — mein Auge verfolgt sie — meine Seele flieht mit ihnen in die Tiefe des Meers, des wüthenden, unerbittlichen — sieht ihr Ringen mit dem Tode — hört ihre Seufzer — meine Arme strecken sich nach ihnen aus — und menschliche Ohnmacht fesselt mich an das Ufer —

Sie stehn bey mir, die, gleich mir, eine höhere Hand der Gefahr, dem Tode entriß — von mancher Angst bestürmt, von anstrengenden Kämpfen ermüdet — aber doch frohlockend im Angesichte des Landes, das in seine immer grünenden Fluren liebreich den verlaßnen Fremdling aufnimmt! Aber warum nur

diese, Allgütiger? O sieh, wie ich, blicken sie wehmüthig hin auf das heulende Meer — glauben das verzweifelnde Geschrey aus seiner Tiefe zu hören — fühlen tief im menschlichen Busen den Jammer ihrer Brüder, und die Begierde zu helfen, und die Unmöglichkeit, es zu thun —

Und du kannst helfen — und sie sollten hülflos untergehn?

Zweytes Buch.

I.

Reue.

Folge mir, wer theilnehmenden Herzens ist und festen Muths, in die düstern Höhlen des Jammers! Es ist kein Hochzeitreihn, den ich vor trunknen Augen aufführe — kein arkadisches Gemählde lächelnder Unschuld — es ist das Bild des Todes, dessen nie verwitterndes Geripp unter meinem Pinsel auflebt.

Schau es an, — mit festem, unerschütterten Blick! Aber du erbleichst? Schreckender Wahnsinn schwebt um deine Stirn? Erkennst du nicht den Freund, der als Geripp dich dem Leben entreißt, um einst als Genius im Schmucke himmlischer Jugend dich wieder zu empfangen? — O weh dir! wende den Fuß, und flieh!

Elisabeth sank ohnmächtig neben dem Todten hin, als sein Blut auf sie sprützte, die Martins Wuth Einhalt thun wollte. Gladnick, und einige Bediente stürzten herein, und ergriffen den Mörder, der keinen Widerstand that. Er wurde geschlossen, und nach einer halben Stunde zum Regiment abgeführt.

Daß die unbesonnene, lebhafte Elisabeth der schmeichelnden, überdachten Verführung unterlag, war ja wohl so wunderbar nicht. Wie sie fiel — den schmutzigen Künsten nachzuspüren, durch welche ein Mann, wie Leining, die Tugend eines harmlosen Bauermädchens stahl — mit dieser gleißenden Hohngestalt will ich ein Gemählde nicht entweihn, in welchem das tiefste Menschenelend mit allen Geberden feierlicher Trauer erscheint.

Dem General wurde gemeldet, Martin Hannasch sey in Ketten angekommen; er hätte seinen Sohn erstochen. Er hatte nur diesen. Seine Stärke brach. Er fragte nicht wie? und warum? — keine Verwünschung flog über seine Lippen — er fühlte nur den Schmerz des Vaters.

„Martin Hannasch?“ fragte er endlich, als seine Seele sich in Klagen gesättigt hatte. „Er ging heute von hier weg. Bringt ihn her. —“

Sie holten ihn. Der Tiger wird wüthender durch Blut — ein menschliches Herz kann den Arm zum Mord erheben — aber sein Zorn entflieht mit dem Blute seines Feindes. Martin hatte vergeben. Nicht die Beleidigung, seine Schuld beschäftigte seine Seele. Mit dem Gepräge reuiger Verzweiflung trat er vor den General, und entwaffnete den Zorn, der sich in diesem gegen den Mörder seines Sohnes erhob.

„Du hast meinen Sohn ermordet? —“

Martin bedeckte schluchzend sein Gesicht mit beiden Händen, und antwortete nichts. —

„Was hat er gegen dich verbrochen? —“

„Er reizte mich —“

„Wie reizte er dich? —“

Martin stockte. Er dachte an das Evangelium des Friedens — Segnet, die euch fluchen — und nach seinem Gefühle forderte sein Christenthum jetzt die Schmach seines

todten Feindes, und seiner gewesenen Braut mit Liebe zu bedecken.

„Er beschimpfte mich, und meine Braut,“ sagte er endlich.

Der General fragte nicht weiter — er wollte nicht weiter fragen. Martins sichtbare Verzweiflung bewies ihm hinlänglich, daß er sich nicht aus Bosheit, sondern aus leidenschaftlicher Uebereilung vergangen hatte. Und dazu mußte doch sein Sohn vieles beygetragen haben. Wie viel? das wollte er nicht wissen, um seinen Schmerz nicht zu vermehren.

Und wer könnte ihn richten — den gebeugten, verwaisten Vater, daß er sich von seinem Schmerze hinreißen ließ? „Unglücklicher Mensch, sagte er nach einer Pause, dich und mich und die deinigen machst du elend. Ich vergebe dir. Aber dem Tode kann ich dich nicht entreißen. —“

Martin stürzte mit seinen Ketten auf seine Knie, faßte die Füße des Generals, und weinte heiße Thränen des Danks und der Reue.

„Laß mich —" sagte der General sanft, und wehmüthig — wandte sich von ihm, und eilte außer Fassung aus dem Zimmer.

Es fiel Martin nicht ein, sein Verbrechen zu läugnen, oder zu beschönigen; er weigerte sich ausdrücklich, etwas zu seinem Geständnisse hinzuzufügen, das ihm eine rechtliche Ausflucht verstattet hätte. Denn seine ungebildete, aber mit seltnem Edelsinn von der Natur ausgestattete Seele, kannte jetzt keinen heißern Wunsch, als die Schuld abzutragen, welche sie sich selbst aufgeladen hatte. Wie war das möglich, als wenn er sein Leben für das entrißne gab? Bey diesen Gesinnungen des Verbrechers war sein Proceß bald entschieden; und es wurde ihm, nach Vollendung des rechtlichen Ganges, zuerkannt, daß er erschossen werden sollte. Der Fürst unterschrieb unbedenklich, da weder er noch seine Räthe den wahren Zusammenhang kannten — und was wäre aus dem Adel seines Landes geworden, wenn jeder beschimpfte Bauer einen Edelmann hätte todtschlagen wollen? Der Tag zu Martins Hinrichtung wurde festgesetzt,

und ihm der Feldprediger zugeschickt, um ihn zum Tode zu bereiten.

II.

Portrait. No. 1.

Herr Feldprediger Reckangel war ein sehr kluger Mann, ein philosophischer Kopf — soi disant. Man darf nicht glauben, daß er diesen Ehrentitel für etwas kleines ansah; er urtheilte ganz, wie ein gewisser Professor der Philosophie — den wir einstweilen Gernberühmt nennen wollen — welcher der Meinung ist, daß in Deutschland vielleicht kaum drey ächt philosophische Köpfe existiren. Die Rechnung ist auf diese Weise leicht. Der Herr Professor ist No. 1. — ich glaube nicht, daß seine Bescheidenheit diese Auszeichnung verweigern wird — der Herr Feldprediger quaestionis, welcher, ohneradtet er kraft seines Amts eigentlich zur Ecclesia militans gehörte, schon auch einen Professor hätte vorstellen können, No. 2. —

und nun lauft und tummelt euch, *) Kant, Maimon, Schelling, Reinhold, Bouterweck, Krug, Eberhard, Platner, und wer sonst noch zur Philosophia militans gehört — schärft die Schwerter, putzt die Schilder, ölt die Glieder — es ist leider nur noch Eine Philosophischer-Kopfstelle übrig, die ohnedem um des verzweifelten kaum willen nur eine elende Substituten- und Pönitenzstelle scheint, und ich bin in größerer Verlegenheit als weiland Yorick mit seiner Allmosencasse von acht Sous, und weiß mir nicht besser zu helfen, als daß ich die Stelle unter euch werfe, wie der Kaiser bey seiner Krönung Silbergroschen. Der arme Alte Kant dauert mich, daß er sich mit den Jungen herumbalgen soll — aber es ist nicht das Erstemal, und ich kann ihm wahrlich nicht helfen.

Ergo — der Herr Feldprediger war ein philosophischer Kopf. Er war überhaupt bey weitem mehr Kopf als Herz, ein wahrer gelehr-

*) Um mich nicht literärischen Streitigkeiten auszusetzen, erkläre ich feierlich, daß ich mehr berühmte Philosophen nur nicht genannt habe, — um das Papier zu schonen.

ter Wasserkopf, schwatzte trefflich und fast gründlich über alles, über Staatsökonomie, Mergeldüngung, Astronomie, Chorographie, alte und neue Geschichte, Aesthetik u. s. w. Allein die ungeheure Cisterne seines Wissens war in der Oeffnung verstopft — es mochte aus der alten und neuen Literatur hineinregnen, was da wollte, es lief endlich über, und überströmte theils galante Gesellschaften, theils das Publikum, aber sein eigenthümliches Gärtlein blieb trocken, und trug nichts als Unkräuter, die auf jeder Steppe gedeihn.

Daher begriff er sehr wohl die Verpflichtung der Menschen, vernünftig zu handeln, nach der damals neuen Vorstellung Kants, welche ihm um der Neuheit willen doppelt richtig schien; aber sein Herz empfand ihre Wahrheit nicht, und das machte ihm selbst die neue Kenntniß unnütz.

Dame Philosophie, die eigentlich jeden Menschen hausmütterlich zu pflegen und zu erziehen bestimmt ist, wurde durch ihn in eine galante Modedame verwandelt, die er auf Spatziergänge, Bälle, Redouten, Picke-

nicks, Wasserfahrten ꝛc. herumschleppte. Vor einer Dame hat jedermann Respect — und je dümmer und ungehobelter der Mensch, desto ehrerbietiger verblüfft reißt er bey dem Anblick einer lebendigen Galanteriebude die Mütze vom Kopfe, und horcht mit aufgesperrtem Munde auf die Orakelsprüche, die der feine Ton aus dem Munde seiner Priesterin ausstößt. Das war der Menschenkenntniß des Herrn Feldpredigers so wenig, als dem zahllosen Heere philosophischer Schriftsteller entgangen. Daher war es auch sein bester Gladiatorkniff, wodurch er fast allemal das Hussah des zuhörenden Pöbels erhielt, daß er bey jedem Kampfe die zierliche Figur erwähnter Dame als eine Schildjungfrau, und lebendige Aegide vorhielt — oder um völlig ohne Tropen zu reden, alle wissenschaftlichen und andern Streitigkeiten durch seine Modephilosophie entschied.

Sogar seine gebietende Frau, die Bibel, — diese weiland regierende Kaiserinkönigin, die aber nun mit abgeschnittner, und von einer ungeschickten Hand durch eine wächserne

schlecht ersetzter, Nase im Elende lebt, und sich nach Hofsitte jede Demüthigung gefallen lassen muß — wurde von ihm recht tyrannisch genöthigt, seine Favorite zur ersten Hofdame zu erklären, und ihre Befehle unter dem Namen der Dienste anzunehmen. Was wollte die Prostituirte ohne Scepter machen? Sie war geduldig wie ein Lamm, und duldete die neue Ehrendame unweigerlich auf allen Hofbällen, die ihr Herr Reckangel als ein Andenken ihres ehemaligen Glanzes, in seinen Predigten gab. Man fand diese biblischphilosophischen Hoffeten auch wirklich für einen so traurigen Aufenthalt, als das der Kaiserin angewiesene Siberien, die Kirche, nach dem Gefühle jedes geschmackvollen Hofmanns, und auch Herrn Reckangels seyn mußte, noch so ganz erträglich — und die Herrn Officiere des Regiments besuchten sie nicht selten mit einem recht schmeichelnden air de protection.

Dieß erklärt es leicht, wie der Herr Feldprediger als ein wohlgewachsner Mann in zierlichem Frack, von dem jedes Stäubchen Pedanterie sorgfältig abgebürstet war, mit à la mare-

chale eingepudertem Kopfe, das dreyeckige Symbol der Gottheit, und eines leeren oder doch unbedeckten Kopfes unter dem Arme, zu allen Spielpartien, Amüsemens, galanten Cirkels, Clubbs, offnen Zutritt hatte, und eine recht imposante Figur darin machte. Wie hätte der Weltheiligenschein, der um sein ganzes Wesen strahlte, die Augen der Damen nicht blenden sollen, die bekanntlich zu viel Licht nicht vertragen können, und daher mit leichter Mühe geblendet und gegriffen werden, wenn man den Sonnenschein eines weiblichen Ideals durch Schmeicheley, oder eines männlichen durch Verstellung, mit verdoppelter Kraft auf sie zurückspiegelt? Herr Reckangel war Meister in dieser optischen Kunst, und trieb die Schönen der Residenz wie ein Volk Rebhühner zusammen. Unter andern hatte die Kammerjungfer der Generalin, und zugleich ihre Pflegetochter, durch ein niedliches Gesicht, viel Aufmerksamkeit für seine Vorzüge, und einen gewissen Grad von Bildung seine Augen fixirt. Er unterließ nicht, sie aus seiner Strahlenkreuzbatterie zu beschießen, und ihre eignen Vorzüge zum Raube

derselben tückisch zu benutzen. Jungfer Henriette tappte bald vor lauter Licht im Finstern, und hielt sich in ihrer Verblendung an den Urheber, den Spiegelfechter Reckangel fest, aber leider so fest, so fest — daß sie ihn mit sammt seinem optischen Apparat umstürzte, und beide zwar recht sanft und weich, aber doch wider Willen auf die Blumen der Liebe f i e l e n.

Hin war das weibliche Ideal, wie das männliche — schrecklich beleidigt die galante Ehrendame, wie die dethronisirte Kaiserin, und, was das schlimmste war, Er dem gerechten Achselzucken, sie dem bittern Hohne der ganzen spitzbübischen Hofzunft bloß gestellt. Herr Reckangel war in manchen Fällen derselben Meinung, wie der Hase und der Vogel Strauß — er war zufrieden, wenn er niemand sah, mochte ihn doch sehen, wer da wollte. Da nun die Beschimpfung des Mädchens, wie die seinige ganz unvermeidlich war, und durch den magischen Firniß der Ehe gar nicht mehr übertüncht werden konnte, weil sie leider! schon im achten Monden stand — so urtheilte das männliche Ideal, das seinen Cicero de officiis mit Nachdenken

gelesen hatte, ganz philosophisch, daß, wenn zwey Schiffbrüchige auf Einem schwachen Brete mit den Wogen kämpften, und auf diesem gefährlichen Fuhrwerk nothwendig beide ein Raub der Fische werden müßten, der Stärkere den Schwächern, der Bedeutendere den Geringern, der philosophische Feldprediger die titel- und kenntnißlose Kammerjungfer zu eigner Rettung hinab in die wirbelnde Flut stoßen dürfe — und machte in aller Stille Anstalt, wie die Sonne täglich thut, landflüchtig zu werden, und sein Licht in einem andern Welttheile leuchten zu lassen. Aber die Bethörte erwachte eben durch diese Anstalten aus ihrem Taumel, und bekannte in der Verzweiflung ihr süßes Vergehn sammt den bittern Folgen, mit reuigen Thränen der Frau Generalin. Diese nach gebührend gehaltener Standrede der verlorenen Unschuld, denuncirte den Handel vor dem geheimen Tribunal des Herrn Gemahls, der, als ein biedrer Mann, die Schuld auf den angreifenden Theil schob, die verlorne Mädchenehre der weiland Jungfer Henriette in den Plutonischen Helm einer Weiberhaube zu stecken, und das männliche Ideal —

beym

beym Essen zu behalten beschloß. Zu diesem Endzweck mußte er Herrn Reckangel nothwendig erst zum Essen bitten, und er that es, entdeckte ihm während des Soupers in Gegenwart der Frau Generalin seine geheimen Nachrichten, redete mit ihm ein deutsches Wort, gegen welches die Ehrendame auch nicht Einen Laut aufbringen konnte, ließ die neue Magdalene — ihre Nummer möchte seit den Zeiten der ersten schwer so genau, als die der Heloisen zu bestimmen seyn — zu seiner Vorstellung kommen, und kündigte beiden gefallnen Idealen seine Vergebung der Sünden als verlobten Brautleuten an. Die Vermählung war am folgenden Tage ganz in der Stille, wurde dann publicirt; und in vier Wochen publicirte sich die geheime Geschichte der neuen Allianz von selbst, indem die Frau Feldpredigern sich von der Redoute entfernen mußte, und Tags darauf eines kleinen, leiblich gesunden Reckangels genas.

Die Philosophie drückte leicht die Augen zu, und half sich und ihrem Favorit durch das Bonmot, daß die wahre philosophische Ehe ganz verschieden sey von der bürgerlichen, und der

kirchlichen Einsegnung und politischen Heiligung nur um der Schwachen willen bedürfe — aber die alte Kaiserin gerieth in einen Zorn, den nur ihre Jahre entschuldigen konnten, und der Feldprediger durfte vier Wochen lang keine theologischphilosophischen Hoffeten halten. Er mußte sich's gefallen lassen, und geheime Nachrichten sagen, er wäre gar nicht ungehalten darüber gewesen.

III.

Petrus im Gefängniß.

Der Leser kennt nun den Herrn Feldprediger Reckangel, und wird mir ohne die gegen Fremde ihm vielleicht eigne Blödigkeit in den Clubb zum L'hombretische folgen, wo jener gerade in einer höchst interessanten Partie begriffen war, als ihm durch den Adjutanten des Generals angekündigt wurde, daß er sogleich zu dem Delinquenten Martin Hannasch gehn, und ihn zu seiner morgenden Hinrichtung vorbereiten sollte. Der Herr Feldprediger hätte men-

schenfreundlichst gewünscht, daß Martin nie einen Mord begangen hätte, oder doch bereits von aller Qual erlöset, und abgethan wäre — um seine Partie ausspielen zu können; da ihn aber das eigensinnige Schicksal einmal zum geistlichen Bußwecker und Sündenzeiger bestimmt hatte, so übergab er sein Spiel einem Anwesenden, der, wie im Evangelio, um die Mittagsstunde des Spielclubbs noch müßig stand, und eilte nach Hause, um seine geistliche Gala anzulegen, die er nach der Sitte finstrer Zeiten, an Executions- und andern Ehrentagen tragen mußte.

Martin freute sich mit kindlicher Wehmuth, als er hörte, daß ihm in der Angst seines Herzens geistlicher Trost zu Theil werden sollte. Er verstand sich schlecht auf Physiognomie; und die schwarze Amtskleidung, die weißen, zierlich ausgenähten Ueberschlägelchen, die perückenartige Rundung der Haare, als unbezweifelte Attribute der geistlichen Seelsorge, welche jetzt der philosophische Kopf und Leib des Feldpredigers zu ihm hereintrug, setzten ihn in die glückliche Täuschung, daß ein guter Engel sich zu ihm

nahe, wie einst zu Petro im Gefängniß, um ihm die Ketten abzunehmen, die sein geistiges Ich mit gräßlicher Schwere zu Boden drückten. Das Auge voll menschlicher Thränen reicht' er dem Tröster die harte Hand, und bezeugte ihm in wenigen aber seelenvollen Worten, wie herzlich dankbar und gerührt er in ihm den Diener der Religion willkommen heiße.

Aber diese weiche Stimmung des Delinquenten, diese sichtbare Aeußerung seiner kindischen Anhänglichkeit an alte Vorurtheile, an Fleisch und Knochen der christlichen Religion paßte schlecht in den Kram des aufgeklärten Mannes. Ob er unterwegens überdacht hatte, wie ein Delinquent im Gefängnisse handeln müsse, so daß seine Handlung für alle vernünftigen Wesen — im Gefängnisse geltend seyn müsse, weiß ich nicht, da mir der Herr Feldprediger nie etwas darüber vertraut hat, — 'aber sein Herz, an sinnliche Schwelgerey gewöhnt, hatte kein Gefühl für den Zustand eines reuigen Mörders in Fesseln, und sein Kopf keine andre Vorstellung davon, als die, welche er sich aus seinem Gefühle im Predigerornat auf der Kanzel,

bey Austheilung des Abendmahls und ähnlichen Amtsvorfällen abstrahirte. Er fand, daß für so drückende Fälle der beste Rath sey, die innere Unbehaglichkeit unter einer feierlich ernsten Miene zu verbergen, und so wenigstens die Außenseite in ein ehrwürdiges Licht zu setzen; und leitete also seine Unterhaltung mit Martin nach einigen schimmernden Sentenzen über moralisches Gefühl, Naturrecht, moralische Weltordnung, Glaube an dieselbe und die künftige Unsterblichkeit, Glückseligkeit und Willensfreyheit, auf die Pflicht seine menschliche Würde zu retten, und seine Brust mit der Standhaftigkeit eines Socrates den mörderischen Kugeln seiner Cameraden bloßzustellen. Leider fand er Martins Herz so wenig für diese sublimen Ermahnungen offen, so zerrissen durch das Gefühl seines Vergehns, durch das Andenken an seinen elenden Schwiegervater, durch den Verlust und die Entehrung seiner Elisabeth, so lechzend nach dem kindischabergläubigen Troste der Vatergüte Gottes in seinem Erlöser — daß von allem, was er sagte, nichts in des armen Menschen Ideen und Empfindungen eingriff, und er sich

genöthigt sah, nach einer fruchtlos wegdemonstrirten Stunde seinen Abschied zu nehmen, und sich für die vergebliche Bearbeitung des Delinquenten durch die glücklichere seiner L'hombrepartie zu entschädigen.

Der General, welchem der Feldprediger nach geendigter Partie Rapport von dem Erfolge seiner Bemühungen abstattete, bedauerte mit ächter Menschenfreundlichkeit den traurigen Herzens- und Religionszustand des Delinquenten, stimmte aus voller Seele in die Jeremiade des geistlichen Herrn über den traurigen Zustand der Schulen, in denen nur Albernheiten und Irrthümer gelehrt würden, und nichts für Moralität und Aufklärung geschähe, woraus denn so schreckliche Verirrungen, als die Ermordung seines Sohnes entstünden!! — da er aber die kritische Philosophie als ein Kriegsmann nicht kannte, so hing er noch zu sehr am alten Sauerteige der Glückseligkeitslehre, und weil er's nicht besser wußte, so beruhigte er sich mit der liebreichen Hoffnung, Gott werde nicht nach dem Maße, sondern nach der Anwendung der Pfunde austheilen, und die fehlende Einfalt

eben so, und eher, als den aufgeklärten Verbrecher begnadigen — wodurch er bewies, daß er, ohne sich dessen bewußt zu seyn, so gut mit der fides implicita, als gelehrte Theologen, bekannt war.

Martin durchwachte die Nacht in Vorwürfen des Gewissens, in Zweifeln an dem Heil seiner Seele, in Jammer über die, welchen sein Herz mit Liebe anhing. Die Riegel seines Kerkers klirrten, die Thür sprang heulend auf — der Unterofficier mit seinem Commando trat herein. Wohl regte sich die Liebe zum Leben schauernd in seinem Körper; aber doch richtete seine Seele gestärkt ihre Augen zu dir empor, o Engel des Todes, als deine Diener seine Fesseln lößten!

IV.

Sein armes Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Erst, wenn es nicht mehr schlägt.

Geschlossen war der richtende Kreis — des Todes Engel brach den Stab — von seinen Schrecken gebleicht, im Armesünderschmucke, das papierne Herz auf der angstvoll sich ausdehnenden Brust, kniete Martin — ungewiß hoben sich die Hände der erwählten Krieger zum gesetzlichen Morde des Freundes und Gefährten —

Da tönte Geschrey aus der Ferne, halt, halt! und Elisabeth mit fliegenden Haaren, flammenden Augen stürzte herbey, dicht hinter ihr keuchend der Vater, für dessen Sohn dieß Todtenopfer galt!

Und Martin erhob das starre Auge, vor welchem die Vorboten des Todes schon wie düstre Schatten flatterten, — blickte auf die Urheberin seines Elends, die geliebte, selbst

so elende Elisabeth — und schneller Schreck riß ihn empor, und der Schmerz drückte ihn wieder nieder.

Der General saß am frühen Morgen einsam in seinem Zimmer, und die traurige Scene des heutigen Tages beschäftigte seine Seele. Väterliche Thränen flossen um den einzigen Sohn, dessen Fehler er theils nicht kannte, theils in dem milden Lichte älterlicher Liebe ansah. So verlassen war er nun, so einsam sein Alter!

Aber das edle Herz dieses Mannes dehnte sich noch weiter als auf seine eignen Schmerzen und Freuden aus. Er vergaß seines Sohnes über dem traurigen Schicksale dessen, der um seinetwillen sterben sollte, den er darum nicht minder bemitleidete, weil er seines Sohnes Mörder gewesen war. Martin hatte damals, als er um den Trauschein bat, einen vortheilhaften Eindruck auf den General gemacht. Er hielt ihn für einen guten, vielleicht nur übermäßig heftigen Menschen, argwohnte in dem Geheimnisse des Ganzen viel Entehrendes für seinen Sohn, dachte nach, ob

er den Unglücklichen retten könnte, und fand sich durch Martins freywilliges, unbedingtes Geständniß seiner That, an den ernsten Gang des Gesetzes unwiderruflich gebunden.

Plötzlich entsteht vor seiner Thüre ein Lärm — er unterscheidet eine laut flehende weibliche Stimme — springt auf und will hinausgehn —

Da springt die Thür mit Gewalt auf — ein Bedienter öffnet den Mund um zu sprechen — aber der General hört seine Worte nicht, sieht nichts als ein mit allen Schrecken der Verzweiflung arbeitendes Bauermädchen, die vor seinen Füßen liegt!

„Gnade, ruft sie, Gnade!" und umarmt seine Knie.

„Für wen?" fragt zitternd der alte Mann —

„Für Martin, für meinen Martin — um meinetwillen hat er gemordet, um meinetwillen stirbt er — ich bin seine Braut —"

Starr vor Entsetzen stand der gebeugte Vater vor ihr. Er hob sie auf, die immer noch um Gnade schrie, entfernte die Bedienten, suchte

sich und das Mädchen etwas zu beruhigen, und forschte dann genauer nach.

Was mußte er hören? Jedes ihrer Worte stieß allmählich ein Schwert in sein edles Herz. Er sah ein, daß sein Sohn den Tod verdient, gesucht habe — daß alle diese Menschen um seiner leichtsinnigen Wollust willen im Abgrunde des Elends jammerten — und diese Erfahrung, dieß gewaltsame Losreißen von dem seligen Glauben an das Herz seines Sohnes, den er für schwach aber doch für gut gehalten hatte, beugte ihn tiefer, verwundete ihn schärfer als der Verlust seines Sohnes.

Er entschloß sich rasch — noch eine halbe Stunde war bis zu Martins Hinrichtung. Das trostlose Mädchen an seiner Hand ging er zu seinem Fürsten. Er war ihm werth wegen seiner Redlichkeit und Treue. Betroffen fragte dieser ihn um die Ursach dieses Auftritts, und seines Schmerzes.

Ew. Durchlaucht, sagte der wackre General, haben mich mit viel Gnade überhäuft, und ich durfte nie um etwas bitten. Ich habe es auch nie für mich und meine Kinder gethan. Heute steh'

ich vor Ihnen, und flehe, und umfasse Ihre Knie für meinen einzigen Sohn —"

„Für Ihren Sohn — ? —"

„Er ist todt — aber er bedarf noch Eines Geschenks der fürstlichen Gnade. Dann wird Er ruhn — und sein Vater —"

„Guter Leining, was wollen Sie? fordern Sie —"

„Begnadigen Ew. Durchlaucht seinen Mörder."

Der Fürst blickte ihn verwundert an, und glaubte, der Schmerz verwirrte seinen Verstand.

„Er ist sein Mörder — aber mein Sohn war mehr gegen ihn als Mörder. Wenn es Ihnen gräßlich dünkt, aus dem Munde des Vaters solche Bitten zu vernehmen, so blicken Sie auf dieß entehrte, verzweifelnde Geschöpf — o Gott! —"

Der Fürst verlangte eine deutliche Erklärung; der General gab sie ihm. Er führte Martins Vertheidigung mit edler Wärme. Seine Seelengröße, seine feurige Beredtsamkeit

für die Leidenden riß den Fürsten hin — er sagte Gnade zu.

„Aber — setzte er hinzu, und warf einen Blick auf Elisabeth, die in unbezwinglichem Schmerze dastand — eine Bedingung muß ich machen. Er muß dieß unglückliche Mädchen heirathen. Thut er das, wie ich keinen Augenblick zweifle, so ist er frey vom Tode und vom Soldatenstande. —"

Von dem heißen Wunsche gut zu machen beseelt, fühlte der General bey diesem Ausspruche nichts als Freude, und billigte ihn mit dankbarer Rührung. Es war die höchste Zeit ihn zu Martins Besten zu benutzen. Elisabeth gab freudige Hoffnung Flügel, edle Menschlichkeit dem Generale jugendliche Kraft. Beide eilten durch die Stadt zu dem Platze hin, wo Martin sein Leben verlieren sollte.

Da standen sie nun athemlos, und in Elisabeths Busen erhob sich quälend das Gefühl ihres Vergehens, und hielt sie zurück, an die Brust ihres Geliebten zu stürzen, und ihre Freuden daran auszuweinen.

„Martin Hannasch, sagte der General, die Gnade unsers durchlauchtigsten Fürsten verzeiht dir dein Verbrechen, und befreyt dich von der Todesstrafe, wenn du dieses Mädchen heirathest. —“

Martin blickte finster auf Elisabeth hin. Blut haftete um ihretwillen auf seiner Seele. Die Freude seines Lebens war hin — ihn verlangte nach der Ruhe des Todes. Denn für ihn

— sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh,
Nur durch die stille Pforte
Wallt er der Heimath zu.

Er schwieg.

„Was willst du thun?“ fragte der General.

„Ich will sterben.“

„Martin, Martin! schrie die Arme, welcher Verzweiflung die Sprache wieder gab — du willst sterben? und mich in meinem Jammer zurücklassen? Ach erbarme dich doch meiner! wenn du es nicht willst, wer wird's

thun? Wenn du wüßtest, wie mir die Reue das Herz abdrücken will! O ich will so gern gut machen, mit Blut, mit Leben!"

Kein Herz der Zuschauer mochte den Tönen ihrer Klage widerstehn. Weich fragte der General, indem er seine Thränen trocknete — „Willst du noch sterben? —"

Martin starrte vor sich hin auf die Erde, als wollt' er sagen, — wo soll ich hinfliehn mit dem Geyer an meinem Herzen, als dahin wo es nicht mehr schlägt, in den mütterlichen Schoß der Erde?

„Martin, rief Elisabeth wieder, mit noch lauterm Jammer — ich bin schwanger! Mein Kind hat keinen Vater! Du hast ihn gemordet! Und du willst nicht Vater seyn?"

„Ja," rief Martin schnell, indem er sich vor Entsetzen schüttelte, sprang auf, reichte ihr mit weggewandtem Gesichte die Hand — und Elisabeth stürzte an seine Brust, und weinte laut vor Freude und unnennbarem Schmerz. Aber ihr Fürsprecher sank ohnmächtig in die Arme eines Grenadiers — Vater- und Menschengefühl hatte ihn überwältigt.

V.

Arkadien.

— — — — — — —

„Unnatur! das sollen wir von Bauern glauben?"

O ihr armen, gequälten, verachteten Menschen, nicht einmal ein menschliches Herz sollt ihr haben? Eine andre Gattung sollt ihr seyn, die Arbeitsbiene des Staats, nur zum Eintragen des Honigs bestimmt, den andre genießen, und nach geschehener Arbeit, gegen das Gesetz der Natur, durch die müßigen Drohnen ermordet!

Wahrlich, dem größten Theile der Menschen ist der Bauer so fremd, als die Esquimaux, oder Grönländer. Er sieht ihn, den er für dumm hält, wie die Engländer und Franzosen den Indianer oder Neger an — als einen rohen Sohn der Natur, der als geborner Sclave ihm, dem gebornen Herrn, dem Lieblinge der Kunst und Cultur Dienste leisten muß. Er nimmt ihm seine Producte ab, weil

weil sie ihm unentbehrlich sind, erpreßt aber durch unsägliches und niedriges Feilschen und Handeln, durch die kleinlichsten Künste der Lüge und des Betrugs von dem Armen die Früchte seiner Arbeit um ein Spottgeld. Ein dummer Bauer, ein grober Bauer — sind die gewöhnlichen Schmeicheleyen, die er ihm ertheilt, und der collective Name Bauer gilt ihm an und für sich allein, um den Auswurf seiner eignen Caste damit zu beschimpfen.

Ißt der verachtete, der Paries Europas, etwa alle Sonntage à la Henriquatre Fleisch, trinkt er seinen Krug Bier dazu, trägt er Zweygroschenstücke auf seinem Rocke — Himmel und Erde! er ist ein glücklicher, ein reicher Mann, ein Monument von dem Wohlstande des Staats, eine lebendige Einladungskarte, das neu angehäufte metallische Lebensprincip auszusaugen. Geht er in der Stadt nach verkauftem Getreide zu Biere, und genießt das Glück, welches ihm Opern, Bälle, Lectüre, und die übrigen Vergnügungen der feinern Welt ersetzen soll, das einzige außerordentliche, das ihm zu Theil wird,

das Glück, sich einen Rausch zu trinken — so seufzt alle Welt über die Liederlichkeit, die Immoralität des Landmanns, und vielleicht am lautesten beym schäumenden Champagnerglase, mit stammelnder Zunge, der Reiche und Vornehme. Wacht er mit ängstlicher Sorgfalt über seinen geringfügigen Rechten, eingedenk der allgemeinen Verschwörung, die alle Stände über ihm gegen seinen Wohlstand eingegangen sind — läßt er sich durch die beutehungrigen Wölfe der Themis zu irrigen Maßregeln verführen — so ist er ein trotziger, rebellischer Unterthan, ein stätisches Pferd, das durch Hunger, Schläge, Kerker, zum Gehorsam gezwungen werden muß. Man behandelt ihn, wie ein schlechter Wirth einen guten Acker, von dem er unaufhörlich Früchte verlangt, ohne ihn durch Arbeit und Nahrung zu unterstützen. Er ist, oder soll der Kaliban seyn mit mißgeborner Seele — nur seine Dienste verlangt man, und hält ihn an der Kette, daß er nicht in rasender Wuth auf seine Peiniger stürze.

Darum findet es alle Welt lächerlich, das Landleben, oder besser, das Leben des Land-

manns jetzt idyllenartig darzustellen; — arkadische Einfalt und Glückseligkeit lebt nur noch in dichterischen Träumen, und hat thierischer Rohheit und sinnlicher Ausschweifung Platz gemacht. Aber nach der Ursache frägt man nicht. Arkadiens Hirten waren keine Sclaven, keine Fröhner; sie bildeten nicht das Inventarium eines gebietenden Herrn, der oft keine Würde hat, als seinen Stolz, keine Ansprüche, als seine Geburt und seinen Reichthum; sie durften nicht seufzend hinter dem Pflug hergehn, und den geringen Antheil berechnen, der nach abgezognen Steuern, Zehnten, u. s. w. auf sie fallen würde; sie fürchteten nicht die schimpfende Zunge, nicht den knotigen Stock, nicht die namenlosen Neckereien großer und kleiner Vögte. Die Sicherheit des Eigenthums, die Freyheit ihres Gewinns, den keine Speculation ihnen erwarb, den die Natur selbst ihnen schenkte, riefen die stillen Tugenden der Gastfreundschaft, der Wohlthätigkeit, der Großmuth in ihre Hütten. Kein Vater eilte zur Schenke, wo die herrliche Gewinnsucht durch berauschende Getränke die Früchte seines Fleißes an sich zieht,

und suchte seinen Verdruß über Mißhandlung, seine Verzweiflung über das Elend der Seinigen in viehischer Trunkenheit zu betäuben — er trank die Milch seiner Heerde im geliebten Kreise seines Weibes und seiner Kinder. Keine Jungfrau zwang ein barbarisches Gesetz zu einem Dienste, wo die Verführung überall auf Beute lauert — sie wuchs auf, wie eine köstliche Blume, unter den Augen der zärtlichen Mutter, in Unschuld und Thätigkeit, bis ein würdiger Jüngling ihr Herz verdiente und erhielt. Da folgten Hand in Hand der Freyheit Wohlstand und Tugend, der Tugend Ruhe und Glück — und die Götter verschmähten den Aufenthalt unter den Hirten nicht.

Jetzt haben wir andre Hirten — andre Götter. Nicht wie der goldgelockte Sohn der Latona, die Künste des Friedens im Gefolge, eilen sie in die stillen Sitze ländlicher Einfalt, um zu erfreuen, zu beglücken, zu belehren — in glänzenden Wagen mit brausenden Rossen stürmen sie her, mit vergoldeten Zäumen und Kleidern — Verschwendung ordnet bachanalische Feste — der unharmonische Päan der Zügello-

sigkeit heult durch die Fluren, erschüttert die Wohnungen ihrer Sclaven — Hohngelächter und Uebermuth umschweben sie und ihre Diener — und um den glänzenden, üppigen Sitz der Liederlichkeit und Entartung steht ein unglückliches Heer zerlumpter Bettler, und starrt mit erblindenden Augen ihre Götterfeste an.

Doch giebt es noch Apollo's unter den Hirten — große göttliche Menschen, in denen Weichlichkeit und Standesstolz nicht die zarte Blüthe der Liebe zertrat, welche den Staub der Armuth nicht verschmähn, und selbst die Undankbarkeit roher Menschen sich nicht abschrecken lassen, die sich berufen fühlen, viel Gutes zu thun, weil sie es können. Warum soll ich eure Namen nicht nennen mit der herzlichen Verehrung, die ich für euch fühle? Soll nur das Schlechte, Abscheuliche zur Warnung für jedermann emporgehoben und gezeigt werden? Aber der Eigennutz, der Egoismus, der Neid lauern im Hinterhalte, und sprützen ihr Gift auf den, welcher die Helden der Menschenliebe ehrt. Sie nennen Schmeicheley, was aus vollem gerührten Herzen strömt, suchen schmutzige Gründe

für das auf, was aus reiner Menschlichkeit floß, und beschränken die nützliche Wirksamkeit guter Menschen auf ihren kleinen Kreis, indem sie sie außer demselben mit ihren häßlichen Farben mahlen. Darum ruht, ihr ehrwürdigen Namen, ruht im verborgensten Heiligthume meiner Seele, wie ihr einst im Heiligthume göttlicher Liebe ruhen werdet.

Wenn aber ein Mann, dem sein Stand einen offnen Brief zur Bedrückung giebt, sich den Schlingen des Egoismus entreißt, in der schmutzigen Jacke, in dem verbrannten Körper seines Unterthans, den Menschen und seinen leiblichen Bruder ausfindet, und den göttlichen Beruf seiner Höhe erkennt und ehrt — warum sollen nicht auch in der Brust des Bauern zarte, liebenswürdige Gefühle wohnen können? Mögen sie nicht allgemein in diesem Stande seyn, aber sie sind's in keinem! Neben Einen wahrhaft guten und edeln Mann stellt die Erfahrung tausend niedrige kleine Seelen; und wenn zehntausend Bauern nicht mehr Gefühl hätten, als die Unbekanntschaft der Menge ihnen zutraut,

so könnte unter diesen zehntausenden doch Einer sich wie Martin Achtung und Liebe erwerben.

Aber wahrlich! — so arm sind die Herzen nicht, die unter den leinenen Kitteln schlagen. Es sind menschliche Herzen wie die unsrigen; in der Regel um vieles natürlicher, und darum besser. Fremdes Elend öffnet sie dem Mitleid, Liebe mildert und erhebt sie, und edle achtungswerthe Thränen schimmern oft bedeutend auf den verbrannten Wangen. Aber sie übersteigen die Scheidewand nie oder selten, welche der Stolz und der Eigennutz zwischen ihnen und der übrigen Welt zog — sind hart, feindselig, arglistig gegen Höhere, wie diese gegen sie, und nur unter sich dem guten Genius treu, den die ewige Liebe in jedes menschliche Herz als seinen sichersten Führer legte.

VI.

Doppelter Bund.

Martin stand ernst, aber tief erschüttert, während Elisabeth heiße Thränen der Freude an seinem Halse weinte. Die Glückliche! Sie genoß die Wonne ihren Geliebten vom Tode errettet zu haben in ihrer ganzen Fülle, vergaß für den Augenblick ihre Fehler, ihr Unglück, die drohende Ungewißheit ihrer Zukunft!

Der General erhohlte sich wieder, rufte den Feldprediger, und befahl ihm, beide auf der Stelle zu trauen. Blut hatte sie getrennt, auf dem Blutgerüste wurden sie verbunden. Martin mußte seine Bauerkleider wieder anziehn. Dann nahm ihr Wohlthäter sie in seine Wohnung, und räumte ihnen bis zum folgenden Morgen ein kleines Gemach ein. Keine Hochzeitgäste feierten ihre Verbindung durch Schmaus und Juchhei; kein Rosmarinzweig zierte den Rock des Bräutigams, kein Kranz das aufgebundne Haar der Braut; kein Gefühl liebender Sehnsucht beschlich ihre Herzen. Einsam und

stumm vertrauerten sie den Tag, der sonst der lautesten Freude geweiht ist.

Am folgenden Morgen ließ sie der edle Mann vor sich kommen. Er empfahl dem armen Martin, der mit matten Kräften gegen die Verzweiflung kämpfte, sein unglückliches Weib zu Liebe und Treue, und für die Zukunft mehr Besonnenheit, und stellte ihm frey, sich in jeder Noth an ihn zu wenden.

„Du wirst, setzte er mit ernster Rührung hinzu, nicht erwarten, daß keine Strafe auf dein Vergehn folgen sollte. Zwar seh ich wohl, daß dein eignes Herz dich dafür züchtigt. Aber die irdische Gerechtigkeit darf nach der Reue nicht fragen, weil sie nur ihre äußern Zeichen sehn, nicht ihre Aufrichtigkeit beurtheilen kann. Du hast der Gnade des Fürsten dein Leben als ein Geschenk zu danken; aber seine Gerechtigkeit mußte deine Strafe in vierjährige Zuchthausstrafe verwandeln.“

Er hielt inne; Martins Anblick zerriß sein Herz. Der Unglückliche, nur darum erhalten, um jedem ersinnlichen Elend preis gegeben zu

seyn! Elisabeth brach in lauten Jammer aus; er selbst stand ohne Laut.

„Ich fühle wohl, fuhr der General fort, wie tief diese Strafe dich schmerzen muß. Aber halte das Gefühl der Reue fest; bedenke immer, du hast viel gut zu machen, und kannst es nicht besser thun, als indem du die dir aufgelegte Strafe mit geduldigem Ausharren trägst. Du darfst auf einige Tage nach Hause, um deine Angelegenheiten zu besorgen. Ein Mann Wache wird dich begleiten, und dann dich zu deiner fernern Bestimmung bringen."

Er entließ sie. Stumm und tief gebeugt gingen sie ihres Weges. Elisabeth unterbrach die düstre Stille nicht. Gestern, im Enthusiasmus, war ihre Seele ganz Freude gewesen, bis die Einsamkeit ihr Nachdenken weckte. Da schreckte sie der unstäte, schmerzenvolle Blick ihres Mannes, der nur zuweilen auf sie traf, und dann schnell, wie vor Entsetzen, von ihr floh. Das sah sie jetzt; es war keine Spur von Zufriedenheit in seiner Seele. Liebreich bot er ihr die Hand, wo es nöthig war; sanft war der Ton seiner Stimme, wenn er sie rufte

oder zurecht wies — aber düstre Wehmuth lagerte auf seiner Stirn, und sprach aus seinen Augen. Dieser Anblick, und das Andenken an ihren alten Vater, den sie, um Martin zu retten, mit dem Tode und unaussprechlichem Jammer ringend verlassen hatte, brachen ihr Herz — unter unaufhörlichen Thränen wandelte sie an des Geliebten Seite.

Sie kamen bey der väterlichen Hütte an. Bedeutungsvolle Stille empfing sie, und jagte in ihre Seele schreckende Ahndung. Keine geschäftige Hand verrieth den spähenden Blicken ihre Spuren. Nur ihr alter Hofhund sprang ihnen mit Zeichen der Freude, doch muthlos und traurig entgegen.

Martin erwachte aus der Starrheit, die ihn seit seiner Befreyung nicht verlassen hatte. Mitleid mit seinem alten Schwiegervater öffnete sein Herz, das der Freude verschlossen war. Rasch schritt er vorwärts, und öffnete die Thür.

Ausgestreckt auf dürftigem Lager lag der Greis, schon von der kalten Hand des Todes ergriffen, kämpfend mit den letzten Kräften des Lebens, verzerrt, eingefallen, mit erbleichten

Augen — und wandte mühsam den Kopf zu den Eintretenden hin —

„Meine Kinder!" seufzte er freudig erschrocken, und wollte die dürre Hand nach ihnen ausstrecken.

„Vater, Vater!" tönte es zurück, und zwey elende Menschen knieten laut weinend neben seinem Bette, und flehten um seinen Seegen.

„Ich — vergebe — euch — Gott — segne — euch —"

Und er neigte sein Haupt und verschied.

Da führte der Schmerz die Unglücklichen zu einander — die verlassene, vaterlose, hing am Halse des einzigen, der ihr übrig geblieben war, den sie sich selbst verscherzt hatte — und er hielt sie fest, er drückte sie liebevoll an sich, und versprach ihr mit Mund und Herz Liebe und Treue in alle Ewigkeit.

Dann nahmen sie den kalten, starren Körper des Vaters, entkleideten ihn, und legten ihn wieder ins Bett. Elisabeth suchte Leinwand zum Sterbekittel, und Martin nahm seine Werkzeuge, um den Sarg zu bereiten.

VII.

Todtenopfer.

Es stehn Harpyien um den Menschen, und lauern auf seine Freuden, um sie zu verzehren. Kein Glück, das ihm die Vorsehung schenkt, und sein Fleiß erwirbt, vermag er in seiner ganzen Fülle zu genießen — unerbittlich fällt der Eigennutz auf seinen Raub, und reißt die beste Hälfte an sich.

Aber nicht bloß seine Freuden, auch seine Schmerzen, ja selbst seinen Tod weiß die Habsucht zu ihrer Befriedigung zu nützen. Die kindliche Hand, von dem letzten abgewischten Schweiße des geliebten Todten noch naß, muß in seiner Verlassenschaft wühlen, um zu erkaufen, was für die Natur und die Gesellschaft Bedürfniß ist. Kalte Tröstungen, bedeutungslose Ehrenbezeugungen, unwürdige und feile Lobreden und Gebete, ja selbst das vier Schritt lange Loch in die Erde, dessen sein Leichnam bedarf, müssen mit einem Theile des Erbes erworben werden, von welchem eine Familie,

die ihren Versorger verloren hat, sich nähren soll. Erst dann, wenn die Dienerschaft des Todes vom Obersten bis zum Geringsten befriedigt ist, erst dann haben die Verlaßnen, Gebeugten, den Trost, ohne Störung ihre Schmerzen auszuweinen.

Ach, daß auch an meinem Brote der letzte Schweiß des Verstorbenen, die brennende Thräne der Wittwen und der Waisen klebt!

Martin besorgte durch Christinen das Leichenbegängniß seines Vaters, weil ihn seine Wache nicht verlassen durfte, und er sich scheute, in dieser Begleitung sich ohne Noth sehen zu lassen. Die Stunde nahte — angekleidet lag der Todte schon im Sarge, und sein eingesunkenes Gesicht bezeichnete noch der Schmerz, der das Erbtheil seiner letzten Lebenstage gewesen war — da nahm er sein Weib Elisabeth, und trat noch einmal mit ihr vor den Sarg des Vaters. Er war so gut, so redlich, meinte es so wohl mit ihm, hatte die Tochter so lieb.

„Elisabeth, sagte Martin, den haben wir unter die Erde gebracht."

Sie war unvermögend zu sprechen. Thränen, lautes Geschrey der Angst, des Jammers war ihre Antwort.

„Sey doch ruhig; er hat uns vergeben. Gott wird uns ja wohl auch die Sünde vergeben — mir den Mord —"

Er erschrak, daß er sich schüttelte, als ihm das so herausfuhr.

„Der drückt mich schwer, Elisabeth. Den werde ich wohl nicht von meinem Herzen los werden. Aber Gott wird mir vergeben. Sey nur geduldig, Elisabeth. Ich will's auch seyn — auch im Zuchthause! — — Ich will arbeiten, ehrlich und fromm seyn — und wenn ich wieder komme, will ich nicht von dir weichen — nein, das will ich nicht! —"

Sie sank an sein edles Herz.

„Dann wird der todte Vater im Himmel sich noch mehr über uns freuen, als er sich auf Erden gefreut hätte!"

Er trocknete sich die Augen, nahm des Todten Hand, und sagte noch inniger gerührt: „O Vater, du warst so gut, und ich habe dir solch Leid gebracht! —"

Da kam der traurige Zug — das herzerschütternde Schauspiel begann — der Gesang hob jedes Herz allmählich zu wehmüthiger Andacht empor — und man trug die Hülle des Vaters, wie vor einem Jahre die seines Sohnes hin, wo Mutter Erde ihn mit liebenden Armen umfassen sollte!

Wenn du schon da standst, Leser! an der düstern Pforte, die sich dem Ankommenden nur öffnet, um ihn auf ewig zu trennen von Leben und Glück der Erde — und vielleicht einem Freunde nachweintest, oder einer Freundin, die mit allem, was an ihnen dein Herz entzückte, und erhob, nun verschwanden, und dir nichts ließen, als das Andenken einer schönen Stunde, wo Eure Seelen sich fanden — o so fühle, fühle mit ganzer Seele, was Martin und Elisabeth fühlten! — was ihre strömenden Thränen, ihr lautes Stöhnen sagen wollte!

Zitternd am ganzen Leibe streckte die Tochter ihre Hand aus, um durch drey Hände voll Erde die Ruhe ihres Vaters zu befördern. Unschuldiger Traum, einfaches Sinnbild der Wahrheit, daß in der kühlen Erde erst Ruhe der Seele wird!

wird! Ihre Füße wankten — da stürzte sie hin, und schmetternd hinab in die Grube auf den Sarg des Vaters — Martin mit lautem Rufen der Angst ihr nach, und riß sie empor! die Umstehenden nahmen sie ihm ab; aber seine Zähne klapperten, und Fieberfrost schüttelte seine Glieder, als er wieder oben stand.

Sie gingen in die Kirche. Der Pfarrer predigte über den Text: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben; denn sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. Er setzte das so nach seiner Art aus einander, und die häufigen Thränen der Versammlung bewiesen, daß es ihr recht erbaulich gewesen war.

„Aber, sagte er zum Schlusse als Anwendung auf den Verstorbenen — wenn wir auf unsern christlichen Mitbruder zurückkommen, der nun in der Erde schläft, und Gottes Posaune erwartet, die auch ihn einst rufen wird, daß er hervorgehe aus seinem Grabe — da sehn wir recht, was es heißt: sie ruhen von ihrer Arbeit. Von wie vieler Arbeit ruht er nicht! Ich meine nicht, m. a. Z., die Arbeit des

Pflügens, des Säens, und andere wirthschaftlichen Arbeiten des Verstorbenen. Ich meine den Kummer, das bittre Elend, das ihn betroffen hat. Seine Ehegattin, diese weiland christliche und fromme Frau verlor er zeitig. Seinen einzigen Sohn haben wir vorige Ostern begraben. Aber er war durch das Feuer der Trübsal noch nicht völlig gereinigt — die Hand des Herrn mußte noch schwerer auf ihn fallen, — er mußte noch härter gezüchtigt werden, um dann um so freudiger ins Reich der Herrlichkeit einzugehn. Seine einzige Tochter war sein Stolz; die mußte in Schande versinken, daß er selbst das Liebste, was für ihn auf der Welt war, verlöre. Sein Schwiegersohn mußte ein Mörder werden, ein gottloser Mörder an unserm allerseits christlich bedauerten seligen gnädigen Herrn. In Schanden und Unehren mußten beide vor seinem Sterbebette erscheinen, damit seine Seele sich mit Entsetzen von dem zeitlichen Wuste trennte, und willig in die Arme des rufenden Erlösers eilte."

„Solche Arbeit hat er gehabt — solche Arbeit habt Ihr ihm gemacht mit euern Sün-

den, die ihr seine alten Tage, ja die Stunde noch vor seinem Hingang mit Schande und Trübsal überhäuft habt. O, könnt' ich mit Engelszungen zu Euch reden, euch zur Buße zu erwecken, dich ehrvergessene Tochter, dich blutbefleckter Sohn! — daß im Himmel Freude über euch wäre, unter den Engeln, die euch jetzt mit verhülltem Antlitz betrauern! Könnt' ich das steinerne Herz der Sünde aus Eurem Busen reißen, und euch das fleischerne der Liebe Gottes und der Frömmigkeit dafür geben! O könnt' ich, der Hirte dieser Gemeine und der Eurige, der Diener und Kämpfer des Herrn, euch verirrte Lämmer abkämpfen dem Widersacher, der umhergeht als ein brüllender Löwe, und suchet, wen er verschlinge, der euch gefunden und verschlungen hat! daß nicht in höllischer Pein einst eure geängstete Seele aufschaue zu eurem seligen Vater in Abrahams Schooß, und ihn bitte — vergeblich bitte — daß er komme, und bringe einen Tropfen Wassers für eure lechzende Zunge! O hebt die verfluchten Hände auf zum Gebet, daß sich Gott euer erbarme! Zerknirscht das

sündliche Herz, daß es ein Opfer sey, wohlgefällig dem Herrn! Thut Buße! thut Buße! daß ihr dem ewigen Gericht, den Feuerflammen des Zorns, dem drohenden Schwerte des strafenden Gottes entfliehet. Amen!"

Und schon ergriff das Gericht die Unglückseligen — Angst der Hölle wüthete durch ihre Glieder, durch ihr zerfleischtes Herz — langsam wankten beide zurück in ihre Wohnung, und sanken erschöpft auf ihr Lager — Furien drangen auf sie ein — Entsetzen, Wuth, Schmerz kämpften wechselsweise um ihr Leben, um ihre Seele.

VIII.

Portrait. No. 2.

Und was thaten dir Unbarmherzigen zwey unaussprechlich Elende, daß du sie zerschmettern wolltest? Wer legte den Stab Wehe in deine Hand? Sie krümmten sich zu den Füßen des Gottes, der sie schuf, und riefen zu ihm um Gnade. Er sprach das Wort der

Vergebung über sie, und der Mensch war grausamer, als sein Schöpfer!

Friedrich Donnerwort war in seiner frühsten Jugend ein hoffnungsvoller Knabe. Weise Lehrer urtheilten von ihm, er würde einmal recht gut, oder recht schlimm werden. Denn in der Regel mischte er sich wenig in die wilden Spiele seiner kleinen Freunde und Freundinnen, war seiner Mutter, oder seinem Vater behülflich, arbeitete mit Aufmerksamkeit und Fleiß, und verschuldete vor dem Areopagus seiner Lehrer äußerst selten eine der gewöhnlichen Schulstrafen — kurz, er war ein sehr gesitteter, stiller, kluger Knabe. Aber bisweilen brannte in ihm ein Feuer auf, wie in den Eingeweiden des Vesuvs, und Friedrich stellte dann in seinem Thun ein treues Bild des Berges dar, der auf seinem Rücken blühende Fluren, und in seinem Busen verzehrende Flammen trägt.

Daß ein Character wie dieser der sorgfältigsten Aufsicht eines erfahrnen Führers bedurfte, folgt unwidersprechlich aus dem bekannten Erfahrungssatze, daß zehn Thorheiten,

welche sich der Leichtsinn erlaubt, nicht so schwer wiegen, als Eine, zu welcher der Ernst sich hinreißen läßt. Aber leider mußte Friedrich dieser Wohlthat entbehren — der Drang der Umstände schleuderte ihn in eine jener Anstalten, wo klösterlicher Pedantismus alle Fehler der Jugend nährt und stärkt — wie Ungeziefer sich in eingeschlossener Wärme erzeugt — und alljährlich einen Haufen Jünglinge mit zuchtlosen Sitten, verderbten Herzen, und wenn's hoch kömmt, gefüllten Köpfen in die gefährliche Schule der Welt und der Freyheit schickt.

Da lebte Donnerwort fünf Jahre, täglich durch Beyspiel und Gelegenheit verschlimmert, und doch von jedermann geachtet, weil es sein Character so mit sich brachte, gewöhnlich ruhig weg zu thun, was ihm oblag. Keine Freude des Lebens milderte die natürliche Rauhheit seiner Seele; kein Anschaun des Höhern und Bessern begeisterte, belehrte, demüthigte ihn; keine edlere Liebe, als die auf gleiche Thorheiten und Jahre gegründete, fesselte ihn an das Gute mit festern Banden,

als Lehre und Gebot der Vernunft vermögen; der Haufe von Knaben und Jünglingen, unter denen er lebte, dieser Markt von allen nur ersinnlichen Albernheiten und Lastern der frühern Jugend, mußte nach der ganzen Einrichtung unausbleiblich seine Welt werden. So geschah es, daß nach Verlauf der Schulzeit Friedrich Donnerwort mit dem Zeugnisse des Fleißes und der guten Aufführung auf die Akademie ging.

Aber wie elend war er, wie weit elender mußte er hier werden! Geheime Wollust hatte ihn auf der Schule für die Entbehrung jeder Freyheit und Freude entschädigt — jetzt lockte sie ihn öffentlich mit frechem Gelächter in die Arme feiler Dirnen. Strenger Schulzwang hatte jede seiner Bewegungen bestimmt, jetzt waren alle Schranken seines Willens auf einmal zernichtet. Insgeheim hatte auch Er auf der Schule so manche Ausschweifung mitgemacht — jetzt sah er alle und jede für sich und alle geschützt, zum wenigsten geduldet. Wie hätte das Gefühl des Bessern das aufwiegen sollen? Was vermochte ein gefülltes Gedächtniß, ein unge-

bildetes Herz gegen falschen Ehrgeiz, gegen den lauten Ruf unsittlicher Freude?

So vereinigte denn Donnerwort als Student bald alle Eigenschaften, die ihn zum Phönix seiner rohen Mitbrüder, und zum Abscheu gebildeter Menschen machten. In einem Lande, wo keine Universitäten wären, oder in dem gesitteten Athen würde er für einen Verrückten gegolten haben. Renommist, Säufer — doch wozu das ekelhafte Gemählde? Noch sind solche moralische Mißgeburten keine Antiquität, und selbst im neunzehnten Jahrhundert wird schwerlich ein Anblick so lehrreich und niederschlagend zugleich, als der akademischer Verirrungen seyn.

Donnerwort wurde Magister, nachdem er auf der gelehrten Rennbahn Staub und Lärm genug erregt hatte, und ging in seine Vaterstadt zurück. Wer konnte ahnden, was er gewesen war? Mit der Burschentracht hatte er die selbstgefällige Grobheit ausgezogen, und war durch die geschickte Hand seines Schneiders ein Elegant geworden. Alle Familien standen ihm offen, und man nahm ihn um so ehrenvoller

auf, je angesehener sein Vater durch seinen Rang und seinen Reichthum war. An Talenten und oberflächlichen Kenntnissen fehlte es ihm nicht; eine gewisse Ruhe und Gesetztheit war ihm eigen; die durchschimmernde Rohheit seiner Sitten entschuldigte man mit seiner Jugend und wenigen Erfahrung; und so war es gar nicht zu verwundern, daß der angesehenste und rechtschaffenste Mann der Stadt, der Kaufmann Lenz, ihn zum Lehrer seiner liebenswürdigen Kinder erkohr.

Seine pädagogischen Experimente liegen außer unserm Gesichtskreise. — Bey der gänzlichen Unbestimmtheit seines Wesens konnten sie nicht glücklicher und lobenswerther ausfallen, als bey vielen seines gleichen, an welche nachlässiges Vertrauen der Aeltern die Unschuld verräth, weil sie den Cicero verstehn, und von den Tausendkünsten, durch welche akademische Lehrer sich Brot, Ehre, und Zuhörer zaubern, auch manches zu reden wissen. Er hatte drey Zöglinge, zwey Knaben, einen von zehn, den andern von zwölf Jahren, und ein Mädchen, Juliette, schon funfzehn Jahre alt, die im

Französischen und in der Musik noch einigen Unterricht von ihm empfangen sollte.

Ihr Vater Lenz war ein Mann von alter Strenge, und bewachte seine Tochter vor allen Petitmaitres der Stadt als ein Heiligthum. Sie, die Liebe und Schmeicheley unaufhörlich auf ihren Lippen trugen, haßte er als geborne Feinde weiblicher Tugend, und scheuchte sie allenfalls durch Unhöflichkeit aus seinem Hause; von einem Magister und Candidaten der Theologie, der, wie Donnerwort, mehr ungeschliffen als fein war, glaubte er nichts befürchten zu dürfen, und überließ ihm in sicherm Vertrauen seine schöne Schülerin. Ihre Blüthe entwickelte sich — wie eine frische Rose im Morgenthau strahlte sie vor ihren Gespielinnen. Geist, Gefühl, Güte, sprachen aus ihren Zügen. Bald huldigte ihr Lehrer ihrer Schönheit — aber wie wirkte sie auf ihn? Liebe war dem Herzen fremd, das nur der Wollust gedient hatte, fern von ihm die heilige Scheu vor dem Tempel jungfräulicher Unschuld. Seine Blicke verzehrten ihre sorglosen Reize mit sträflichem Feuer; nur das *schöne* Weib zog ihn an, nur

Genuß war das Ziel seiner Wünsche. Sie machten ihn gelehrig, geschmeidig; er wußte jede schlechte Seite seines Herzens sorgfältig zu verhüllen; und nach wenig Monden hatte er die unerfahrne Juliette um ihr Herz, und wenig Monden später um ihre Unschuld betrogen.

Wie krümmtest du dich, unglückliches Opfer deiner Jugend, im Schmerzgefühle deiner Schuld! Wie strömten deine Thränen an der ehernen Brust des Bösewichts, den du mit Abscheu liebtest! Vergebens — er achtete nicht der Angst in deiner Seele, er gönnte dir nicht den Trost, deinen Fehltritt zu bereuen. Mit thierischer Lust schwelgte er in deinen Reizen, und suchte jede seiner niedrigen Künste hervor, um dich zu seiner Verderbtheit herab zu reißen.

Sie sollte Mutter werden, die arme, vernichtete Juliette. Mit Verzweiflung sah sie der Stunde entgegen, wo Schande, und der strafende Zorn ihres Vaters über sie hereinbrechen würden. Sie nahte früher, als sie gedacht hatte, in einsamer Mitternacht — von unbekannten Schmerzen ergriffen entsprang Juliette ihrem

Lager, und eilte halb bewußtlos in das Zimmer ihres Verführers. Der Zeuge ihrer Schuld erschien kaum lebend; ohnmächtig sank sie selbst auf den Boden. Da nahm der Elende sein und ihr Kind, zerdrückte ihm die Hirnschaale, stürzte hinaus, und warf es hin, wo ewige Nacht es vor Menschenaugen verbergen sollte.

Die Mutter erwachte, und forderte ihr Kind. Sie wollte ihren Fehltritt durch die menschlichsten Gefühle heiligen — ach nein, sie wollte es nicht, die mächtige Natur riß ihre unverdorbne Seele mit Allgewalt der Liebe zu der Frucht ihrer Verirrungen hin. Da begegnete ihren Klagen, ihren leisen Bitten, der Elende mit dem schrecklichen Bekenntnisse, mit den schändlich eigennützigen Gründen seiner That, und wand sich zu ihren Füßen, scheinbar um Verzeihung flehend. Aber mit gräßlichem Schauer stieß ihn die Arme zurück, und eilte, von Entsetzen gestärkt, wieder auf ihr Zimmer.

Ihr Kind, ihr blutendes Kind kam nicht aus ihrer Seele. Thränen, Seufzer, Klagen

konnten ihr den verlornen Frieden nicht wiedergeben — am Morgen kam die Mutter, und fand die Tochter im hitzigen Fieber und in völliger Raserey. Sie saß aufrecht im Bette, und starrte die Eintretende mit scheuen Blicken an. „Es blutet — es ist todt — sagte sie anfangs sanfter — aber ich habe es nicht getödtet — nein, nein, ich nicht —" und nun faßte Wuth ihre Seele, ihren Körper, und die halbtodte Mutter konnte kaum nach Hülfe rufen.

Einige weibliche Bedienten eilten herbey — glücklicherweise war der Vater mit beiden Söhnen verreist. Eine alte Hausmagd errieth die wahre Ursache von Juliettens Krankheit. Wie Schuppen fiel es von den Augen der durch Angst und Liebe geblendeten Mutter — ach wie schneidend drang der Kummer in ihr Herz über die verlorne Ehre der Tochter, und ihre eigne Unaufmerksamkeit! Es hielt nicht schwer, Beweise für die traurige Vermuthung zu finden. Wer? wie? wurde nicht gefragt; jedem lag am nächsten, Julietten zu helfen, und den Vater zu täuschen. Diese Verheim-

lichung trug das ihrige bey, Juliettens Zustand immer gefährlicher zu machen. Denn ihre etwas schwache Mutter, und die nicht minder schwache Magd sparten zwar kein Mittel, das ihnen dienlich schien, aber wie weit konnten ihre Einsichten gehn? Die Kranke ras'te unaufhörlich, und nur bisweilen ruhte ihr Körper in todtenähnlicher Ermattung. Vergebens hoffte die Mutter auf einen lichten Augenblick, der ihr über das Ganze Aufklärung gäbe.

M. Donnerwort war früh ausgegangen. Das gefühllose Herz des Mannes zuckte doch bisweilen bey dem Andenken seines Mords. Das rohe Gelächter, das er bey sich selbst aufschlug, die Betrachtung der Vortheile, die ihm seine That geben sollte — nichts wollte recht anschlagen; er ergriff ein wirksameres Mittel, ging auf ein Caffeehaus, und trank eine gute Portion starken Wein.

Halbtrunken, fanatischlustig, taumelte er zurück. Als er sich dem Hause nähert, hört er einen Schrey aus dem obern Stock. Er sieht hinauf — das Fenster öffnet sich — ein

Mensch stürzt hinaus — sie ist es, die wüthende — zu seinen Füßen schmettert sie hin — ihr Blut, ihr Gehirn besprützt seine Kleider, sein Gesicht — das aufgeregte Blut überwältigt stürmend seine Schranken, und strömt zu Mund und Nase des Verführers heraus.

Man trägt ihn ohnmächtig, sie todt wieder in das Haus. War er der Thäter? Ach es wußt' es niemand, als der Gott des Himmels, und der göttliche Richter in ihm. Aber nimmer wichen das unschuldige Kind, die zerschmetterte Mutter von ihm, unabläßig forderten sie von ihm ihr Leben, ihr Glück, vor seinem innern Richter. Nicht den Muth sich selber zu morden hatte er mehr — das gräßliche Bewußtseyn seiner Schuld lähmte jede Thatkraft seiner Seele. Er versank in stille Schwermuth, sprach nicht, aß und trank nicht, heftete unabläßig seine Augen auf den Fleck, wo er sein Kind emporgehoben und gemordet hatte.

Nach einigen Tagen kam der Vater, und fand die Freude seines Lebens im Sarge. Aber

die reizende Hülle ihres irdischen Lebens war vernichtet — nicht als schlummernder Engel, zerfleischt, zerschmettert, unkenntlich zeigt sie sich seinen Augen. In stiller Wuth frägt er, forscht er nach, erräth er endlich den wahrscheinlichen Gang der Begebenheiten. Er tobt hinauf in das Zimmer des Mörders — er sieht's, Gottes Gericht verzerrt seine Züge — höhere als menschliche Strafe lastet auf seiner Brust — keine Verwünschung erschüttert die Stumpfheit seiner Seele — und sein Arm sinkt nieder, denn die Rache bedarf seiner nicht mehr.

Verlassen wir ihn und sein Haus, von nun an die Wohnung stillen, zerstörenden Grams, wie der elende Urheber selbst ihn und sein Haus verließ. Die beleidigten Aeltern ehrten die unglückliche Tochter durch Verschwiegenheit. Der Anblick ihres schrecklichen Todes schien der Welt hinreichend, um die völlige Geisteszerrüttung Donnerworts zu erklären. Nur seine Aeltern erfuhren von Juliettens Vater den Antheil, welchen ihr Sohn an dem Tode der Armen hatte. Er wurde in ihr Haus gebracht, und lebte viele Jahre bey ihnen in derselben geisti-

gen

gen und körperlichen Verfassung, in welcher er hineingetreten war. Wer ihn sah, wünschte ihm die Ruhe des Todes. Da besuchte nach ohngefähr zehn Jahren einmal seinen Vater ein alter Freund, ein schlichter, guter Mann, und ein Mitglied der Brüdergemeine. Er sah den Unglücklichen, und erfuhr von den bekümmerten Eltern die Ursache seiner geistigen Zerrüttung. Mitleid, religiöses Interesse, vielleicht auch Eifer für seine Secte spornten ihn, an seiner Genesung und Bekehrung zu arbeiten. Er wußte, daß er besonders um Mitternacht oft stundenlang auf einer Stelle saß, und ein thierisches Geheul ausstieß. Darauf gründete er seinen Plan. Einst um Mitternacht, als das Geschrey des Wahnsinnigen lauter als je ertönte, und Herrn Rynberg (so hieß der Herrnhuther) aus dem Schlafe schreckte, stand dieser auf, nahm ein Licht, und ging auf das Zimmer des Kranken. Er lag mitten auf dem Boden, und kratzte mit den Nägeln auf den Dielen, als wollte er etwas herausgraben. Rynberg warf, um ihn aufmerksam zu machen, die Thüre hinter sich so heftig als möglich zu. Der Magister

wandte den Kopf zu ihm hin, stutzte über die Erscheinung, und stand halb vom Boden auf, mit einigen Zeichen des Schrecks.

Mit sanftem, feierlichen Tone begann Rynberg, indem er die Arme gegen ihn ausbreitete: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken!“

Donnerwort stutzt abermals — ein Traum scheint vor seiner Seele zu vergehn — er hebt sich ganz in die Höhe — sieht verwundert, überrascht auf den Mann, der mit liebreicher Miene, und von Rührung verklärt vor ihm steht. Zum erstenmale seit zehn Jahren strahlt durch seine Seele ein schwaches Licht von Vernunft, hebt sein Selbstbewußtseyn sich wieder aus seiner Lethargie — der Freund, der sich seiner annimmt, wird ein höheres Wesen, das ihm Frieden bringt, Frieden, den seine Seele mit Anstrengung ihrer ganzen Kraft innerlich arbeitend, und doch vergebens suchte. Thränen netzen seine brennenden Augen, und mildern seine Blicke — die Züge, welche Verzweiflung auf sein Gesicht zeichnete, verschwinden allmählich, wie diese Verzweiflung selbst. Rynberg, der gute, fromme

Rynberg, weint mit ihm, faßt seine verdorrte Hand, legt die andere an seine gelbe, eingesunkene Wange — Mitleid, Trost, strömen aus seinen Augen, mahlen sich in seinen Zügen, sprechen aus jedem Worte, das seine Rührung ihm entreißt — ja, es war gewiß, ein menschliches Wesen begegnete ihm mit Liebe, und führte ihn zur Menschheit, von welcher er sich selbst ausgestoßen hatte, zurück.

Noch fand seine Zunge keine Sprache, er konnte nur weinen. Rynberg kleidete ihn aus, und legte ihn ins Bett, blieb aber bis zum Anbruche des Tages bey ihm. Ein heitrer Morgen sandte verklärend seine Strahlen in das Zimmer. Er läßt seine Sonne scheinen über Böse und Gute. — sprach Rynberg leise zu dem Kranken. Hastig fuhr dieser aus dem Bette, staunte den Glanz an, der ihn und seinen Freund in schimmernde Röthe kleidete, und faltete mit erneuerten Thränen seine Hände gen Himmel. Auch Rynberg hob die seinigen, und betete in die Seele des Kranken, mit feierlich erhabner Stimme: Vater des Lichts, den diese Sonne mir verkündet! Gerechter! Allbarmher-

ziger! Vor dir beugt reuig meine Seele sich in ihrer Sünden Finsterniß! Ach laß auch deiner Gnade Sonne mir jetzt leuchten! Laß Friede und Freud' in ihrem Licht mir wiederkehren! —"

Dankend drückte der Kranke ihm die Hand. Nun eilte er zu seinen Eltern, sie zu ihrem Sohne zu hohlen. Zweifelnd traten sie ins Zimmer, vor ihn, den sie längst verlohren gegeben hatten. Er kannte sie, er streckte ihnen liebeflehend die Hände entgegen. Sie knieten hin mit Rynberg an sein Bett, und beteten zusammen über ihm mit Zähren elterlicher Freude.

Rynberg wich nicht von ihm, und erschütterte und erweichte wechselsweise das wiederbelebte Herz des Kranken durch religiöse Betrachtungen, wie sie seinen eignen Vorstellungen, und unläugbar den Bedürfnissen des Kranken entsprachen. Vorsätzlicher Frevel, schwere Blutschuld lastete auf seiner Seele, und ihr strafendes Bewußtseyn hatte sich seiner Phantasie bemächtigt. Das Gefühl des Unrechts war recht eigentlich durch die Sinne mit so schrecklichem Uebergewicht in ihm entstanden. Konnte

das Gleichgewicht seiner Seele anders, als auf sinnlichem Wege wieder hergestellt werden? Die blutige Versöhnung, deren er sonst gespottet hatte, erhielt für den Mörder mehr als philosophische Wahrheit. Nur höhere Autorität konnte ihn lossprechen, der sich selbst verdammen mußte. Je sinnlicher und mahlerischer also Rynberg ihm die blutigen Wunden Christi als seine Zuflucht anwies, desto freudiger nahm Donnerwort seinen Unterricht als Wahrheit auf, und bedurfte einer zur Verwunderung kurzen Zeit, um geheilt, getröstet, bekehrt, und mit ganzer Seele Herrnhuther zu seyn.

Daß Rynberg diese Bekehrung für nichts kleines achtete, und sich jetzt aus Sectengeist doppelt für seinen Proselyten interessirte, wie er vorher aus Menschenliebe gethan hatte, versteht sich von selbst. Er schrieb in eine entfernte Gegend an Freunde seines Bekenntnisses, vertraute ihnen die Geschichte Donnerworts, und seine wunderbare Herstellung, und bat sie dort, wo niemand ihn kannte, für ihn zu sorgen. Sein Vorschlag wurde

angenommen, und der Convertit reiste hin. Vernünftig war er wieder, aber troß seinem Glauben sehr unglücklich. Rastlos arbeitete das unaufhörlich wiederkehrende Bild Juliettens, wie sie zu seinen Füßen zerschmettert wurde, an seiner Ruhe, und so war sein folgendes Leben ein beständiger Wechsel von Verzweiflung, Reue, und augenblicklicher Beruhigung. Seinem Herzen fehlte die Liebe, das reine Gefühl der Menschlichkeit, und hatte ihm von Kindheit an gefehlt. Sein Wandel war exemplarisch legal — aber zweyerley blieb ihm eigen, ein fanatischer Eifer für den Glauben, auf welchem er mühselig das täglich einstürzende Gebäude seiner Gewissensunruhe gründete, und der harte, strenge Ton, in welchem er Sünder zur Buße rufte, wovon das vorige Capitel eine Probe gegeben hat. Durch diesen Eifer suchte er bey sich selbst das Andenken, und bey seinen Zuhörern die Vermuthung seiner Unthat zu ersticken. Mit solchem Eifer sprach er in den Stunden der Marter zu sich selbst, so füllte er sein eigen Herz mit ewiger Angst — konnte er von der Kanzel anders

sprechen? Aber eben diese Eigenheit gefiel den Vorstehern, an welche er empfohlen war, um so mehr, da er große Rednertalente hatte. Die Pfarrstelle in Rödelsheim wurde eröffnet; die Generalin besetzte sie in Abwesenheit ihres Gemahls, und gab leicht den Vorstellungen der Gönner Donnerworts, die bey ihr viel galten, Gehör, und diesem die offne Stelle. Er verwaltete sie mit Nachdruck, aber nicht mit Erfolg. Seine Bauern hörten ihn gern, aber sie thaten nicht nach seinen Lehren, weil er in seinem Ungestüm alles übertrieb. Das Loos gab ihm eine sehr gefällige, sanfte Frau, die seine stete Unruhe, den harten Wechsel von Freudigkeit und Entsetzen in seinem Gemüthe, mit Geduld ertrug, und seine Heftigkeit nie reizte. Der Schulze Kesseck hatte ihm kurz vor der Rückkunft seiner Kinder, die er nicht mehr zu erleben glaubte, seinen Gram über sie vertraut, und ihn gebeten, sich ihrer Seele anzunehmen. Dieß hatte ihn zu dem Ausfalle auf sie veranlaßt, der für beide so traurige Folgen zu haben schien.

IX.

Wahnsinn.

Christine, die vierzehnjährige Christine, wußte vor Angst nicht, was sie thun sollte, als Martin und Elisabeth im hitzigen Fieber lagen. Einige Tage hielt es der Knecht ihres verstorbenen Oheims aus, dann erklärte er, er wüßte nicht, was ihn dazu verbände, sich hier so zu placken, und sie möchte selber sehn, wie sie mit den Kranken fertig würde. Vergebens bat sie den harten Menschen; er kam nicht mehr in die Stube, und that nichts, als was er in der Wirthschaft zu thun schuldig war.

Sie ging zu ihren Nachbarn — und jeder bedauerte sie. Aber so mächtig wirkt finstrer Religionseifer auf die ungebildete Menge, daß keiner die Kranken bedauerte, oder ihnen Hülfe leisten mochte. Seit der Leichenpredigt ruhte auf beiden ein Fluch, viel drückender, viel entsetzlicher, als in jenen finstern Zeiten, da die halbe Welt vor den Bannstrahlen bebte. Vergebens drängte Gefühl der Menschlichkeit unwillkührliche Thränen aus allen Augen — als ein

schreckender Todesengel schwebte jedes harte Wort des Pfarrers in der Seele jedes aus der Gemeine, die ihren strengen, donnernden, schwärmerischen Seelsorger über alles fürchtete — und Furcht ist Achtung bey ungebildeten Menschen. Der Wahnsinn, der Martin und Elisabeth nach Christinens Erzählung befallen hatte, schien ihnen ein Strafgericht Gottes für die Gottlosigkeit und Verstockung beider. Sie sahen das Ganze mit ähnlichem Schauer, wie einst die ersten Christen das Ende des Ananias und der Sapphira sehn mochten.

Christine, voll Verzweiflung über die unmenschliche Härte der verblendeten Einwohner von Rödelsheim wendete sich endlich an den Urheber von allem, an den Pfarrer selbst. Sie schilderte ihm mit der Kraft jugendlicher Empfindung ihre traurige Lage, und den entsetzlichen Zustand ihrer Verwandten. Sie flehte ihn knieend, er möchte die Einwohner bewegen, ihnen beyzuspringen. M. Donnerwort empfand doch einige innre Vorwürfe, daß er selbst dieß Unheil angestiftet hätte. Zu stolz, um vor diesem Kinde sein strafendes Selbstgefühl zu beken-

nen, bestätigte er sie in der Meinung, die Krankheit ihrer Freunde sey eine gerechte Strafe Gottes, und warnte sie in seinen gewöhnlichen terroristisch-religiösen Ausdrücken, dem gottlosen Beyspiele beider nicht nachzufolgen. Aber Christinens unverdorbne Natürlichkeit widerstand dem vergiftenden Einflusse mißverstandner Religiosität. Sie betheuerte, daß ihr Vetter und ihre Muhme gegen sie nie anders als liebreich, und immer ordentlich und fleißig gewesen wären; sie würde sie auch nie verlassen, lieber mit ihnen sterben; aber sie stünde Todesangst aus, weil sie jede Stunde fürchtete, daß eins der Kranken sich ein Leid anthun, oder im Wahnsinne entspringen, und das ganze Dorf in Aufruhr setzen würde.

Der Pfarrer entschloß sich endlich die Leidenden zu sehn. Nach seiner Meinung forderte dieser Fall, daß er in völligem Ornate erschiene — denn er behandelte ihn als eine Amtsverrichtung, nicht als eine strenge Forderung der Menschenliebe. So that er sich denn mit alle dem Pomp an, der für finstre Religionsdiener das

Wesen ihres Amtes ist, und begleitete die jammernde Christine in ihre Wohnung.

Elisabeth lag im Bette, Martin in seinen Kleidern auf einem Lager von Stroh, auf welches einige Kissen ausgebreitet waren. Jene weinte und klagte viel, und ihre Reden gingen meistens dahin, daß sie in die Grube auf den Sarg ihres Vaters gefallen war. Sie flehte mit gerungenen Händen, man sollte sie nicht lebendig begraben, und wenn sie sich vergebens aufzustehn bemühte, schrie sie mit entsetzlichen Geberden, ihr Vater hielte sie fest, und wollte sie nicht aus dem Grabe lassen. Martin ras'te gewöhnlich, und rief mit lauter Stimme — ich bin verflucht, ich bin verflucht!

Jetzt ruhten beide von ihren gräßlichen Träumen in dumpfer Ermattung. Der Pfarrer trat herein. Elisabeth sah ihn nicht, aber Martin lag mit offnen Augen so, daß er ihm grade im Gesichte stand. Kaum erblickte der Unglückliche den Diener des göttlichen Zorns, so verzerrten sich alle seine Geberden, er sprang vom Lager auf, in einen Winkel der Stube, krümmte und wand sich in Verzuckungen, und

starrte laut schreyend mit entsetzlichen Blicken den Pfarrer an. Dieser zitterte vor Furcht, und faltete seine Hände zum Gebet. Steh deinem Diener bey, dreyeiniger Gott, seufzte er halblaut. Martin wich nicht von seiner Stelle, aber er kratzte mit beiden Händen in der Wand, als wenn er sie durchbrechen wollte, um zu entfliehn.

Elisabeth begann nun auch ihre gewöhnliche Klage.

„Sie begraben mich lebendig, rief sie wimmernd — werft doch die Erde nicht auf mich — Martin, Martin, laß mich nicht begraben!"

Dieses gräßliche Schauspiel, das Christinen, die daran gewöhnt war, nur mehr als vorher betrübte, gab dem Pfarrer, der es zum erstenmale sah, einen unnatürlich schrecklichen Enthusiasmus. Mit ausgebreiteten Händen trat er mitten in die Stube, näher zu Martin, und rief mit donnernder Stimme: „Weiche du böser Geist, du Sünder vom Anfang, du Vater des Fluchs und der Lügen, weiche aus diesen Elenden, welche die heilige

Taufe mit Gott vereinigt hat. Im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes, und Gottes des heiligen Geistes weiche von ihnen!“

Aber nur noch ärger quälte der Geist die Unglückseligen. So hatte Christine sie nie gesehn, und sie konnte nicht anders, als des Pfarrers Gegenwart für die unmittelbare Ursache davon ansehn. Sie bat den Pfarrer sich zu entfernen; dieser aber hielt in seiner Ekstase noch länger an, bis die Bewegungen Martins so fürchterlich wurden, daß er, für seine Sicherheit besorgt, unwillig und verlegen davon ging.

Christine in ihrer letzten Hoffnung getäuscht, wollte noch einmal im Dorfe versuchen, ob kein menschliches Herz durch ihre Noth sich rühren ließe. In dieser Absicht suchte sie im Hause den Soldaten, der zu Martins Bewachung mitgegeben war, um ihn zu bitten, er möchte indessen, wie er schon oft gethan hatte, in der Stube bey den Kranken bleiben. Sie fand ihn reisefertig. Sein Urlaub war aus, er mußte wieder zu

seinem Regiment, und welche Pflicht wäre höher, und eiserner als Soldatenpflicht? Der ehrliche Krieger vergoß mitleidige Thränen über das Elend, das er in diesem Hause nachließ, und versprach dem verlassenen Mädchen, wenigstens so lange auszuhalten, bis sie wieder zurück käme. —

Aber hätte vorher frommer Aberglaube jedes menschliche Gefühl in Martins Mitbürgern erstickt, so lag jetzt der schreckliche Bannfluch noch weit schrecklicher auf seinem Haupte. Im ganzen Dorfe war es bekannt, daß der Unglückliche mit seiner Frau vom Teufel besessen wäre.

Ein Bauer hatte dem Pfarrer begegnet, als er in wilder Eil und sichtbarer Verstörung das Haus verließ, und auf sein Befragen, wie es stünde, diesen Ausspruch zur Antwort erhalten. Das Neue, Gräßliche gab dem Rufe doppelte Flügel. In dunkelm Schrecken bebten alle für sich und die ihrigen. Feuer vom Himmel, glaubte mancher, würde jetzt, wie der Pfarrer oft gedroht hatte, herniederfallen, und sie alle verzehren. Nur eines

Winkes hätten sie bedurft, um mit altjüdischer Grausamkeit die Verfluchten zu steinigen, und ihre Wohnung für immer zu zerstören. Aber ihnen zu helfen, dazu konnte sie das rührendste Flehn der unschuldigen Christine nicht vermögen.

Ermattet, und ihrem harten Schicksale in banger Ahndung hingegeben kehrte sie zurück. Sie fand den mitleidigen Krieger nicht mehr; aber sie fand Hülfe, eine Freundin in der Noth. Anne war da, die geliebte, glückliche, dankbare Schwester Martins. In ihrer Angst hatte das unerfahrne Mädchen nicht an sie gedacht; das Gerücht, müde nur Böses zu stiften, hatte erbarmend das Leiden ihres Bruders ihr verkündigt. Beseelt von den heiligsten Gefühlen der Liebe und des Mitleids hatte sie die Ihrigen verlassen, um zu helfen, wo Hülfe so Noth war — denn Vater und Mutter verläßt auch das Weib um seines Geliebten willen, aber das Geliebteste auf Erden kann es nicht hindern an der süßen Pflicht, den Unglücklichen zu helfen.

Mit mehr Erfahrung als Christine, und mit gleicher Theilnahme, war es Annen gelungen, die Kranken etwas zu besänftigen. Ohnehin waren beide mehr von Schmerz und Schrecken aufgelöst, als wüthend auf andre. Martin erkannte seine Schwester. Heiße Thränen liefen über seine Wangen, und nahmen lindernd seine gewaltsamen Gefühle in ihren Strömen hinweg. Er war ruhiger sowohl in den Stunden des Bewußtseyns, als in dem wiederkehrenden Paroxysmus.

X.

Teufelsbeschwörung.

M. Donnerwort war ringend mit Schreck und Verwirrung in seine Wohnung zurückgekehrt. Eine geheime Stimme sagte ihm, er habe Böses gethan; er unterdrückte sie gewaltsam. Sein geistlicher Stolz fühlte sich beleidigt, er hielt das Gefühl dieser Empfindlichkeit fest. Aber noch eine dritte Stimme in ihm überschrie alle andern — Juliette stand

vor

vor seiner erhitzten Einbildungskraft, und sein eignes Vergehn, sein eigner Wahnsinn, riß wild und schrecklich an seinem erschütterten Herzen.

Im Sturme dieser Empfindungen fiel er auf seine Kniee, sobald er auf seinem Zimmer allein war. Er betete als ein Verzweifelnder, und flehte Gott um Hülfe gegen die Gestalten der Hölle, die ihn überall drohend umgaben. Er flehte zu Julietten um Vergebung, die mit zerschmettertem Gehirne ihm erschien, er wandte die Augen gen Himmel, er wandte sie zur Erde, aber ihr Bild folgte seinen Blicken.

Endlich schwand auch sein Wahnsinn, denn was war es sonst als Wahnsinn? Was machte ihn zum Unmenschen, als diese Zerrüttung in seiner Seele? O bedauert den Unglücklichen, dem das Schreckbild seines Vergehens folgt — er ist doch ein Mensch — aber bedauert noch mehr die elende Menge, für welche ein Wahnsinniger der Lehrer des Friedens, der Weisheit, und der Tugend seyn soll.

Sein Wahnsinn schwand — er glaubte, Gott habe ihm vergeben. Das heißt vielleicht nicht mehr, als die sinnliche Erschütterung, durch welche ihn Rynberg geheilt hatte, folgte auf die frühere, durch welche er seelenkrank geworden war, in der Erinnerung, wie es in der Wirklichkeit geschehen war. Die Begebenheiten der vorigen Stunde beschäftigten ihn wieder. Immer noch über die natürliche Spannung der Seele erhoben, fand er keinen andern Weg sie zu erklären, als daß er Martin wirklich für besessen hielt. Er glaubte einen Teufel, wie er einen Gott glaubte, aus gleichen Gründen, auf gleiche Weise. Mit frechem Munde hatte er einst des Bösen wie des Guten gespottet, und sich nicht die Mühe genommen, das Daseyn des einen wie des andern ernstlich zu überdenken. Eine fürchterliche Nothwendigkeit schreckte sein Gewissen zum Glauben an Gott, der ihn zerschmettern konnte für seine Unthat — dessen Barmherzigkeit ihm vergeben konnte und sollte. In dieser traurigen Furcht umfaßte er mit dem Glauben an Gott alles, was nur der Unsinn

jemals zum Glauben rechnen konnte, hielt es unter beständigem Kampfe mit alten Zweifeln fest, und war erbittert gegen jeden, der das mindeste von diesem Glauben antastete, durch welchen er so mühsam seine Gemüthsruhe zusammenhielt. So fand er den Versucher in Martin, und glaubte sich zu einem geistlichen Kampfe mit dem Ahnherrn der Sünde berufen.

Spotte keiner über den Unsinn, wenn er sich drohend erhebt, und in gräßlicher Carrikatur zerstörend auf das Glück der Menschen tritt. Weinet lieber, daß die Vernunft, der freye göttliche Geist noch andre Fesseln tragen kann, als die unwürdigen der Thierheit, daß nicht schändliche Begierden allein, auch frommer Wahnsinn und heilige Dummheit am allgemeinen Elend geschäftig arbeiten. Staub sind die Gebeine der wackern Ritter und Helden, die einst in gläubiger Wuth die Fakkel des Krieges in die glücklichsten Länder der Erde trugen; aber keine Erde bedeckt den Fanatismus, kein Grab umschließt seine kampfbegierigen Glieder, kein Jahrtausend verlöscht

seine verzehrenden Flammen; denn er ist unsterblich, wie der Geist des Menschen, der ihn erzeugt.

Mit Fasten und Gebet bereitete sich der elende Donnerwort zu dem Werke, das er sinnend in seiner Seele trug. Die ganze Nacht wachte er in Betrachtungen, die nicht selten ein gräßliches Gesicht seiner überspannten Phantasie unterbrach. Am folgenden Morgen ließ er seinen Küster rufen, entdeckte ihm seinen Vorsatz, den bösen Geist in Martin zu beschwören, und befahl ihm, mit ihm zu gehn. Der Küster war ein ehrlicher, aber schwacher Mann, dem Pfarrer so abergläubischfurchtsam ergeben, wie es viele sind. Es fiel ihm nicht ein, in die Vernünftigkeit des mitgetheilten Entschlusses einen Zweifel zu setzen; er fühlte nichts als Angst, bey einer so gefährlichen Verrichtung seinen Pfarrer begleiten zu sollen, und würde es nicht gethan haben, ohne die dunkle Idee, daß seine eigne halbgeistliche Würde seine Gegenwart nothwendig machte.

Der Pfarrer nahm die Bibel, und ein Crucifix, stärkte sich noch durch einige Gebete, und ging dann troß dem Händeringen und Flehn seiner unendlich geplagten Gattin nach Martins Wohnung. Der Küster öffnete die Thür; mit vorgehaltnem Crucifix, ernst und langsam trat der Pfarrer ein. Kaum erblickte ihn Martin, der in stillem Kummer auf seinem Lager saß, so sprang er mit einem Schrey des Entsetzens auf, und fiel in seinen alten Zustand zurück. Das war die Losung für Donnerwort, seine Beschwörung anzuheben. Anne und Christine wagten nicht ihn zu unterbrechen. Mit der heiligen Scheu, die solchen Leuten eigen ist, unterdrückten sie die laute Stimme ihrer brechenden Herzen, und knieten mit vor Furcht klappernden Zähnen neben dem Exorcisten hin.

XI.

Religion.

Der Steuermann, der im weiten Ocean sein Heil versuchen will, muß das Meer kennen, das er befährt, das ferne Land, nach dem er strebt, die Ruheplätze seines langen Weges. Das muß sogar der Seeräuber in dem engen Bezirke seines Raubens. Nur ein armer Verschlagner schaut sich mit trostlosen Blicken in unbekannter Ferne um. So ist der Mensch, der Sohn der Erde, wenn er das gemüthlosblinde Element befährt; so ist er, wenn er vom Ufer der mütterlichen Erde in das weite Meer des stürmischen, gefährlichen Lebens schifft. Die vernünftige Ordnung aller Dinge, und sich selbst in dieser Ordnung zu erkennen — Religion — ist ihm Bedürfniß, seiner Sicherheit sowohl, als seiner Ruhe.

Aber der Steuermann schaut mit seinen Augen die Klippen, die Buchten des Meers, seine Welt ist ihm erkennbar. Die Gesetze des Ganzen und der Menschenwelt, so wie

ihre Quelle lassen sich nur ahnden, nur glauben. In glücklichen Momenten überrascht sich die Seele selbst mit der Entdeckung dessen, was sie Jahre lang suchte, wovon Menschen sie nur Zeichen lehren, aber keinen Begriff geben konnten. Dahin kömmt nach mühseligen Speculationen selbst die tiefsinnigste Philosophie — sie kann den letzten Ring der Kette nicht zeigen, weil sie sich in die Unendlichkeit streckt, aber sie lehrt mit Evidenz der Vernunft den Glauben an den letzten. Nur excentrische Träumer, die sich in ihr Ich versenken, bilden die Welt zu einem weiten Todtenhause, zu einer ungeheuern Uhr, in der ihr Ich als Perpendikel sich bewegt.

So sannen in glücklichen Momenten die Weltweisen Griechenlands über die höhere Natur der Dinge, und sprachen mit begeistertem Wahrheitsgefühl aus, was Anstrengung und Genie sie selbst gelehrt hatten. In den paradiesischen Fluren des Morgenlandes stand der jugendliche Hirt auf der Spitze des Felsens, und schaute in das quellenreiche, grünende, duftende Thal, das in stillem Leben,

von grauem Nebel bedeckt, vor seinen Augen lag. Da flammte die Sonne in Osten herauf; und die Bäche blitzten, die Thautropfen glühten, das Leben erwachte, und schallte in fröhlichen Gesängen, im Blöken der Heerde, im Freudengeschrey der Natur von den Bergen zurück. Da erkannte der Hirt den unendlichen Gott außer sich, dessen Bild er im Kleinen in seiner Seele trug. Und der Honig des Liedes träufelte von seinen Lippen in lauter feuriger Bewunderung und Anbetung des Herrlichsten und Höchsten. — Auf seinem Nachen schwebte der kühne Schiffer auf dem weichen Rücken der blauen Flut. Da stieg sie zürnend empor, da brauste sie zischend um sein Fahrzeug, und geöffnete Schlünde drohten ihm Tod. Er entfloh der Gefahr, und sank dankend am Ufer auf seine Kniee vor dem, der dem Meere gebeut erhebe dich, und seine Macht mit Einem Winke zähmt.

Aber träge Schüler l e r n t e n die Philosopheme ihrer genialischen Meister; sie erfanden sie nicht. Die begeisterte Liebe des Erzeugers, die ursprüngliche Deutlichkeit eigner

Gedanken fehlte ihnen, und gar bald war das Resultat der höchsten Anstrengung des Geistes, wie ein sinnreiches Spiel, das sechsjährige Kinder leichter zusammensetzen, als ihr Erfinder. Der Kaufmann hörte die Hymne des Hirten, der Ackermann den Jubel des Schiffers, und glaubten zu verstehn, was sie nie fühlen konnten. So wurde zu allen Zeiten, in vielen Schulen, nach wenig Generationen bey vielen Menschen der göttlichste Gedanke ein Wort, oft das heiligste Gefühl eine Phrase, die Anbetung oft bloß Kniebeugen, das Bild ein Gott, und die Religion eine Kunst des Menschen.

Jesus von Nazareth, mit Gotteskraft im reinen Herzen, zeigte den Menschen das blühende Land in der Ferne, das Ziel ihres Irrens durchs unruhige Leben. Er gab ihrer Seele Schwingen, sich hoch über die kleine schmutzige Erde zur Centralsonne der ganzen geistigen Welt zu erheben, wenn ihr Leib, wie alles Irdische, dem Gesetze folgt, das Erde an Erde bindet. In seiner Seele brannte der Glaube an Gott, und Unsterblichkeit als

eine heilige, himmlische Flamme, die keines Lehrers, keines Buches, keines Wunsches bedurfte, um sich zu nähren, und in ihrer Kraft zu erhalten. Daran zündeten seine Schüler ihre Seelen an. Aus der zweyten Hand empfingen sie die Kraft höherer Menschlichkeit. Wie er, wenn auch nicht gleich ihm, wandelten sie auf Erden, als im Himmel. Aber mit jedem Schüler wurde die Flamme irdischer und irdischer, genährt durch unreine Stoffe, um Christen zu begeistern. Endlich wurde, wie immer, das himmlische Licht zur Lampe, der Mensch zum Gefäß — und Eitelkeit, Habsucht, Stolz, Furcht, Niederträchtigkeit waren das Oel, das diese Lampe nährte.

Blickt in diese Stube, scheut euch nicht vor dem vergiftenden Dunste, der euch entgegenströmt — da hat ein weises Herkommen die Unmündigen versammelt. Da sollen sie Gott loben nach dem Ausspruch des Psalmisten, will der fromme Wahn. Was in dem Heiligen und Großen, dessen Namen sie führen, das heiligste und größte war, was seine Brust als Mann erhob, und ihn erhielt als einen himmel-

anstrebenden Felsen im Wogen der Leidenschaft, im Hasse kleinlicher Seelen, in Spott, Verfolgung, im Tode, das sollen sie da lernen — von wem? Lächelt nicht. — Ein ehrlicher Schneider, ein braver Invalide, ein pensionirter Bedienter, soll den Funken göttlicher Begeisterung in ihre Seele werfen, und überirdische Weisheit und Tugend auf den Boden ihres kindischen Verstandes pflanzen. Verbrennt ihn nicht als einen Zauberer, wenn er mit dem Stocke sie berührt, um ihnen den Geist der Zucht, der Liebe, der Gottergebenheit, den Geist Christi einzuimpfen. Er hat ja das A B C, als das Magazin aller sprechbaren Weisheit, er hat das heilige Wort selbst mit Fracturschrift vor sich liegen; er hat ein Hülfsmittel, ein leidliches Bild von den Schrecken der Hölle — laßt ihn nur ruhig an seiner Drechselbank schaffen, es werden Christen genug aus seiner Werkstatt kommen.

Kommt mit mir in jenes Haus — Ihr werdet hier und dort ähnliche auf Erden finden — da träufelt neues Oel in die verlöschenden Lampen. Seht, wie manche schulgerechten Christen!

Seht ihre Herzen, vom Irdischen weg, in einem todtenähnlichen Schlummer. Da träumen sie selig vom Freudenhimmel; und nicht das unharmonische Brüllen um sie her, nicht das Lärmen der Orgel vermag sie zu stören. Die Flut von Tönen verrauscht, — die plötzliche Stille wirkt, was der Donner kaum vermöchte. Sie erwachen, die Glücklichen! Worte spielen um ihr Ohr — süße, scharfe, bittre, schöne, gemeine, — sie sind das Spiel gewohnt, es unterhält sie nicht mehr. Plötzlich erheben sich alle Hände zu andächtigen Knoten, alle Augen schauen an die zierlich gemahlte Decke, und Seufzer entquellen jeder Brust. Was ist's? ein neues Wortexempel mit neuen Geberden. Schnell hüpfen nun Worte auf Worte durch den weiten Raum des Hauses. Wie Schatten an der Wand erscheinen alle Riesenfiguren der Ober- und Unterwelt. Ein Jubelgesang durchwogt die Hallen, gesättigt von reichlicher Speise strömt die Menge hinweg, und sucht in Tanzsälen, Opernhäusern, Clubbs — und Bier- und Branntweinhäusern neue Zerstreuung.

Laßt uns dem Redner in seine Wohnung folgen. Da steht er, der Schüler des Herrn, entledigt von den beschwerlichen Zeichen seiner Würde. Als ein brausender, sinnlicher Jüngling lernte er die Kunst seines Amtes. Den winkenden Federbusch auf dem gethürmten Hut, die ritterlichen Sporen am gewaltigen Stiefel, in knapper Reiterkleidung rannte er in gemahlte Säle, um zu vernehmen, was der heilige Jesus in seiner großen Seele Wahres und Erhebendes gedacht hätte. Er hörte, was Tausende über ihn gesagt haben, und was der gelehrte Mann vor ihm über ihn sagte. Er fütterte seinen Kopf mit den getrockneten Blüthen und Blättern der himmlischen Blumen als ein herbarium vivum aus. Dann eilt' er zum fröhlich wilden Gelage, oder bestieg den schmalen Rücken eines magern Kleppers, um seine Jugend zu genießen. Er kam in seine Heimath zurück, bekannt mit den Handgriffen seiner Profession. Einige tausend Bücklinge erweichten das Herz eines Mannes, der noch mehr machen konnte als Christen, nehmlich einen, der sie machte. Schwitzend und zitternd bestand er

das Meisterstück, das ihm das Siegel der Weihe, oder das Dignus es intrare verschaffen sollte. Es gelang, und er bekam das geistliche Amt. Nun nützt er das Privilegium seiner Kunst — nun erholt er sich von den Kosten seiner Lehrjahre — nun treibt er sein Handwerk sichrer und besser, als irgend ein Gildenverwandter auf der Welt. Wehe dem, der sein heiliges Recht, oder den Glauben antastet, auf dem es ruht!

Seht ihn, die neue Ausgabe eines Lehrers, in neuem Leder, auf neues Papier, aber mit von Alter stumpfen Lettern gedruckt! Er flucht erzürnt auf den Knecht, der ein Fuder Dünger zu wenig auf seinen Acker fuhr. Er entschuldigt sich — aber sein Herr weiß genau, wie viel man laden, was man fahren kann. Ein Mitglied der Gemeine kömmt zu dem neuen Prediger. Sein Kind ist getauft; er will die Mahlzeit bezahlen. Der Pastor streitet mit ihm, er will selber mit ihm essen — denn man soll dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden. Mit Lügen hilft sich der Bauer, mit harten Reden der Priester. Jener gewinnt zwar den Streit, aber als ein guter Christ;

wenn er auch Lügen und Ungerechtigkeit nicht scheut, zahlt er doch seinen Groschen für das sonntägliche Dankgebet zu Nutz und Frommen seines Kindes.

Ihr wendet euch mit Abscheu weg — o nur noch Einen Blick in das Innre des priesterlichen Hauses. Er hat, wo er sein Haupt hinlege, und darum ist er glücklicher, als sein Meister. Fünf Kinder spielen um ihn herum, und freuen sich der Rückkehr ihres Vaters, weil sie hungert. Gierig verschlingen sie mit den Augen das sonntägliche Fleisch, das ihre Mutter, roth von häuslicher Arbeit, hereinträgt. Gesättigt tritt der Vater an sein Pult, und zählt den irdischen Verdienst seiner geistlichen Arbeit. Mit Seufzen blickt er auf die durchlöcherten Kleider der Kleinen, traurig auf den abgeschabten Rock, den er trägt, auf das schlechte Gewand der Hausfrau. Erröthend denkt er, daß ein Reicher ihn besuchen, und seiner Armseligkeit spotten wird. Der Reiche kömmt, und mit schüchterner Demuth empfängt ihn der, welcher unerschrocken vor Menschen stehn soll, wie Jesus stand. Aber er speißt oft in seinem Hause,

er genießt die Brocken, die von seinem Tische fallen, die Neigen seines Ueberflusses — und Hunger ist stärker als Begeisterung — das Thier im Menschen will befriedigt seyn, wenn der Engel in ihm wirken soll.

So wurde die Religion oft eine Maschine, mit großen und kleinen Rädern, mit diesen und andern Schaustücken reichlicher versehn, als die Uhr auf dem Straßburger Münster, und die Figuren, welche sich auf und nach ihr bewegen, nennt man mit großem Unrecht Christen.

XII.

Vernunft.

Und war denn keiner von allen Millionen der Erde, welchen der Arm der ewigen Güte als seinen Engel zu dem gepeinigten Martin senden konnte?

Die Thür flog auf — er trat herein, der Engel des Friedens, der Hülfe, um den bluti- gen Schweiß von der Stirn des Leidenden zu wischen! Fort! fort! mehr vermochte die

unge-

ungestüm bewegte Brust nicht auszusprechen — fort! rief der wackre General, und edle Thränen flossen über seine Wangen. Der Pfarrer gehorchte bestürzt den hart ausgesprochnen Worten.

„Armer, unglücklicher Mensch," sagte der General mit Wehmuth, ging auf Martin zu, der in der Ecke des Saales tobte, und reichte ihm die Hand. Er sah ihn starr an — der Verfolgte, Gequälte. Ein himmlischer Schutzgeist winkte ihm aus den von Liebe und Theilnahme verklärten Augen seines Freundes. Er sah ihn lange starr an — dann wich die Verzerrung aus seinen Zügen — das Bild des Leidens ersetzte das Bild der Verzweiflung — seine Augen flossen — schüchtern nahm er die dargebotne Hand, und seine Lippen blieben glühend an ihr hängen.

„Armer, unglücklicher Mensch," sagte der General, dich mußten Teufel so quälen!"

„Warum, wandte er sich zu Annen und Christinen, warum habt ihr das gelitten? Dieß heillose Gaukelspiel? —"

Sie wagten nicht zu antworten.

— „Doch was will ich fragen, arme Menschen auch ihr — blinde Schaafe eines verrückten Hirten —"

„Martin! rief er sanft. Martin, kennst du mich nicht?"

Der Kranke sah ihn an, ein Schauer überlief ihn. Wohl wußte der General warum, und das rührte ihn noch tiefer.

„Werde ruhig, Martin, begann er wieder, ich habe dich lieb. Ich will dich nicht verlassen. Es soll dir noch wohl gehn."

Er wurde wirklich ruhig, folgte dem General in die Mitte der Stube, und setzte sich auf sein Lager hin. Der General sah sich nach Elisabeth um, und trat näher zu ihrem Bette. Auch sie, die während der Beschwörung sich ängstlich schreyend unter ihr Bett verkrochen hatte, blickte ihren Wohlthäter milder an, als die andern. „Sie wollen mich begraben, lebendig begraben," — rief sie ihm zu, und breitete ihm die Arme entgegen.

Der edle Mann konnte diesen Anblick nicht länger ertragen — er ging weinend hinaus, und kam nach einigen Minuten mit dem Regiments-

chirurgus wieder. Dieser verbot vor allen Dingen jede ähnliche Erschütterung, und verordnete ihnen dienliche Mittel, um die gewaltige Spannung der Kranken zu vermindern, und ihnen den freyen Gebrauch ihrer Seelenkraft wieder zu verschaffen.

Der Soldat, welcher zu Martins Bewachung bey ihm geblieben, und ein Zuhörer in jener Predigt, so wie ein Zeuge seiner Leiden, und des ersten Besuches von M. Donnerwort gewesen war, hatte dem unglücklichen Paare diese Hülfe verschafft. Durch den Ruf mit dem Antheile bekannt, welchen der General an Martins und Elisabeths Schicksalen nahm, war er geraden Wegs zu ihm gegangen, hatte ihm ein treues Bild von ihrem hülflosen Zustande gegeben, und ihn dadurch bewogen, am folgenden Morgen mit Tagesanbruch nach Rödelsheim abzureisen.

Erschüttert von Mitleiden und Unwillen ging er jetzt zum Pfarrer. Er war allerdings nicht in der Stimmung, ihn glimpflich und billig zu beurtheilen. Seine ehemalige Geisteszerrüttung war ihm bekannt — ohne mit dem

eigentlichen Aufschluß derselben vertraut zu seyn, hatte er doch in den heftigen Reden des Mannes immer Spuren seines ehemaligen Zustandes zu finden geglaubt. Daß er eben um dieser Mängel willen selbst im äußersten Grade elend, und folglich bedauernswürdig wäre, bedachte er viel weniger, als daß er zweyen Menschen gränzenlose Schmerzen verursacht hätte.

M. Donnerwort empfing seinen Patron mit der ernsten, gravitätischen Demuth, wie gewöhnlich. Der General erwiederte seine Verbeugung nicht, und begann gleich mit finstrer Miene: „Herr, ich habe Sie immer für einen Narren gehalten, aber für einen so vollkommnen und boshaften nicht, als seit einer Stunde. Ins Tollhaus sollte man Sie sperren.“

Ein bigotter Priester, und ein hochmüthiger Mensch, wie der Pfarrer beides war, wird, auch wenn er Unrecht hat, nie von einem andern, am allerwenigsten von einem Höhern weltlichen Standes harte Vorwürfe geduldig hinnehmen. Seine Schüchternheit verlor sich; sein geistlicher Stolz erhob sich; und die Heftigkeit des Generals gab ihm Muth, sich seiner Albernheit so eifrig,

als einer rechtmäßigen Sache anzunehmen. Den Invectiven des Generals setzte er Vorwürfe über seine Verachtung der Religion entgegen, welche in dem Sinne, wie Donnerwort das nahm, eben so gegründet waren, als die, welche der General ihm über seine Teufelsgeschichte machte. Ein Wort gab das andre, jeder behauptete seinen Satz — der Pfarrer stritt endlich gradezu dafür, daß Martin vom Teufel besessen sey, und seine Pflicht ihn davon zu erlösen fordre — und der General schloß die Untersuchung mit dem Bedeuten, daß er sich nicht unterstehn sollte, ferner so etwas zu unternehmen, und daß er Mittel finden würde, ihn vor der Hand daran wirksam zu verhindern.

So trennten sich beide; der General ging in seine Wohnung zurück, und ließ die ganze Gemeine auf dem Hofe versammeln. Dann trat er vor sie hin, und sprach:

„Feuer vom Himmel fiel vor zehn Jahren auf eure Häuser, und verzehrte sie. Weinend knietet ihr vor mir, und flehtet um Brot, um Kleidung, um Vieh! Fluchte ich euch statt der Gabe, weil Gottes Hand euch gestraft hatte?

Hagel zerschmetterte vor fünf Jahren eure Felder. Ihr kamt und batet bey mir um väterliche Hülfe. Stieß ich euch von mir, weil der Höchste euch gezüchtigt hatte? Undankbare — wollt ihr andern nicht thun, wie ich euch gethan habe? Vergebe mir Gott, daß ich mich meiner Wohlthat rühme, aber noch mehr vergebe euch Gott, daß ihr gegen den kranken Martin Unmenschen gewesen seyd. Meinen Sohn hat er ermordet, und ich habe ihm das Leben erbettelt; und ihr, deren keinen er je beleidigt, denen er ein braver Nachbar, ein freundlicher Gehülfe war, ihr konntet ihn ohne Hülfe lassen, weil ein wahnsinniger Priester ihn verfluchte? Vergeb's euch Gott — aber in meinem Herzen wird mir's ewig weh thun."

Der graue Krieger konnte vor Wehmuth nicht mehr sprechen. Die beschämten Bauern weinten still vor sich hin.

„Das sollt ihr wissen, fuhr er endlich fort, ich habe keine Liebe mehr zu euch. Nein — Gott sey mein Zeuge — nie in meinem Leben will ich solche Unmenschen wiedersehn."

Da brach den armen Verführten das Herz, und es bricht so leicht bey unverdorbnen, unge-

künstelten Menschen! Weinend und flehend umringten sie den braven Herrn, der wohl keinen von ihnen ohne Hülfe und Wohlthaten gelassen hatte. Um ihn herum kniete Alt und Jung, und baten, er sollte sie nicht verlassen, und ihnen vergeben — sie wollten künftig besser überlegen, was sie thäten. Er konnte der offnen, ungestümen Liebe nicht widerstehn — weinte laut — hob die Hände gen Himmel und rief — o mein Sohn, mein Sohn!

Verwaister Vater — wer faßt den Schmerz, mit dem du in das Zimmer gingst, wo Er sein Leben ausblutete, der solche Gefühle um seiner Wollust willen verscherzte!

Martin und Elisabeth besserten sich immer mehr durch die angewandten Mittel. Der Pfarrer war unvernünftig genug gewesen, noch einmal bey ihnen eindringen zu wollen; der Regimentschirurgus, und einige bestellte Leute hatten ihn trotz seinem Ungestüm abgewiesen. Dieser fuhr mit dem Generale wieder in die Residenz, und schickte einen andern heraus, der nach seiner Anweisung die Cur vollenden sollte. Die Einwohner von Rödelsheim bewiesen den Ernst

ihrer Reue. Freywillig kamen sie, und pflegten der Kranken, und da es grade Frühjahr war, so beredeten sie sich, und bestellten gemeinschaftlich den Acker, der zu Martins Gute gehörte. Umsonst eiferte der Pfarrer in seiner Wuth dagegen, dießmal siegte die Natur über das Vorurtheil eines irregeleiteten Glaubens.

Elisabeth verließ ihr Krankenlager zuerst. Langsamer erhohlte sich Martin. Seiner kranken Seele hatte das Unglück tiefere Wunden geschlagen. Ungewiß blickten beide in die Zukunft — als nach vier Wochen eines Tags der General zu ihnen hereintrat.

Die beiden Unglücklichen sanken ihrem Erretter zu Füßen, und weinten vor Schmerz und Freude auf seinen wohlthätigen Händen. Er selber hob sie auf, konnte aber nicht sprechen, und sah Martin immer wehmüthig an. „Bist du gesund?“ fragte er ihn endlich.

Er bejahte es.

„Auch gewiß ganz gesund? —“

„Vollkommen gesund, Herr General.“

Der General ging einige Zeit, im Kampfe mit sich selbst, in der Stube herum. Dann

stellte er sich vor Martin hin, und nahm ihn, Thränen in den Augen, bey der Hand.

„Martin, sagte er, halte dich gut! — Thue, leide, was du sollst, was du kannst! So wahr Gott lebt, ich verlasse dich nicht. Da nimm — bete für mich und meinen Sohn! —"

Rasch drückte er dem gerührten Bauer die Hand, und verließ ihn. Er hatte ihm eine kleine Summe Geldes gegeben.

Eine Viertelstunde nachher traten zwey Mann in die Stube, und sagten Martin, er sollte sich fertig machen, mit ihnen zu gehn —

Ins Zuchthaus! — Unglückliche Elisabeth, du wirst aus deiner Ohnmacht erwachen und ihn nicht mehr finden.

Drittes Buch.

I.

Die Hölle auf Erden.

Ist denn kein Bild des Himmels, zu dem das sterbliche Auge aufblicken könnte, daß die Seele getröstet sich erhöbe über den Staub, und seine flüchtigen Schmerzen? Kein stilles einsames Heiligthum der Liebe, wo nur die Tugend sich freute, geschieden von dem Gewirr der Ungerechtigkeit und der Bosheit? Wohl schimmert Herrlichkeit aus marmornen Sälen, wohl jauchzet Freude aus schimmernden Reihen, wohl strömet Ueberfluß aus goldnen Bechern — aber es ist der Prunk der Sinne, mit welchem das Laster seine Mißgestalt verhüllt! Vergebens sucht der Geist in den Räumen der Welt, nur in sich selber blühn ihm Paradiese.

Ein Bild der Hölle haben wir so schauderhaft, daß die Seele sich empört davon wegkehrt, und doch nicht schrecklich genug für entartete Menschen! Einen weiten Vorhof; abgesondert von den Wohnungen der Menschen, von allen Reizen der Erde, wie der Wohnsitz gefallener Geister von den Räumen der Schöpfung. Schaaren von Sündern strömen herzu, von Lastern ergriffen, wie von den Krallen eines Raubthiers, Angst und Schmerz in ihrer Seele, das Lachen der Verzweiflung auf ihrem Antlitz. Bleich und stieren Blicks tritt der Mörder hervor, und sieht sich mit gräßlichem Neide von dem Giftmischer übertroffen. Wie die Tugend Edle, so vereinigt das Laster den Abschaum der Menschheit — der Werth ihrer Unthaten wird gewogen, der Umfang ihrer verderblichen Kräfte gemessen, und der Schändlichste, der Böseste, steht in satanischer Glorie da, das fürchterliche Haupt der ehrlosen Versammlung. Neue Ränke werden erdacht, und jede ersparte Minute gewissenhaft dazu benutzt. Vergebens schwingt der Zuchtmeister die fürchterliche Geisel — sie trifft nur den nervigen, abge-

härteten Körper, und dringt nicht durch die Felsenwände des erstorbenen Herzens. Der Blutende knirscht unwillig mit den Zähnen, aber in dem nehmlichen Augenblicke jauchzt seine Seele über das Daseyn eines boshaften Entwurfs, der in ihm aufstieg, wie ein dunkles Gewitter über der dürren, rauchenden Erde. Es wird den Staub überströmen, aber in Wolkenbrüchen; es wird die Erde erschüttern, aber im Sausen des Hagels, im Krachen flammenverbreitender Blitze!

Hier steht der Elende, der Leichtsinnige, durch Verzweiflung, Noth, Leidenschaft zu gleichen Unthaten getrieben, mit dem rückkehrenden Gefühle der Tugend in seiner Seele, wie Abadonna unter den Teufeln, und sein von Thränen entflammtes Auge sucht den Erlöser! Es findet nur Brüder der Sünde und der Qual, aus deren verzerrten Mienen Bosheit, Wuth, Rache sprechen — die Namen eines Feigen, eines Unwürdigen, das Hohngelächter der Sünde schwirrt um sein Ohr — vergebens hofft er im Dunkel der Nacht stille Träume, eine stärkende Erinnerung besserer Zeiten — die wilden, zügel-

losen Gesänge seiner Mitsclaven scheuchen den Schlummer von dem faulenden Stroh, wo er ihn suchte. Kein Wort des Friedens, kein Trost, keine Ermahnung der Liebe kömmt ihm zu Hülfe — Erzählungen lasterhafter Thaten erregen den Ekel seiner Seele, bis sie erschlafft. Das Gefühl seiner Würde, die einzige, letzte Kraft seiner edlern Natur verlischt, und er steht da, ersterbend, wie ein grüner Baum zernagt von verborgenen Würmern.

Aber sieh! die Pforten der Hölle öffnen sich — Friede und Vergebung haben ihre Schwelle gefunden. Die rostigen Ketten lösen sich klirrend unter der Hand der Freyheit. Ihrer Zucht entlassen strömen die Schaaren aus ihren Kerkern. Haß und Vernichtung wandeln drohend vor ihnen her. Geübter, erzürnter stürmen sie hervor — wie schäumende Wellen über die eingestürzte Klippe, wie Geister des Verderbens in die Seele der unbewachten Unschuld. Raub, Mord, Schande verheeren das ihnen Preis gegebene Land, das kein Engel von Einem bösen Geiste reinigte, und von sieben ärgern heimsuchen läßt.

Wem weinst du entgegen, Arme, in Lumpen gehüllt, im brennenden Strahle des Mittags? Nach wem breitest du die Arme aus, Verlaßne? Von wem erzählst du, oft unterbrochen von klagenden Seufzern, den zarten Kindern, auch im Gewande der Armuth noch liebenswürdig durch kindische Unschuld? Er kömmt, den ihr sucht, nicht mehr dein Gatte, nicht mehr ihr Vater — er kömmt gebückt, sein Stab ist sein Reichthum. Erschrocken bebt er zurück vor dem Anblick derer, die ihm sonst theuer waren. Er hört noch einmal als einen fernen Widerhall den sanften Laut der Gatten- und Vaterliebe. Aber Entsetzen über sich selbst ergreift ihn, den Geächteten, Gebrandmarkten — Die Schande weiht ihn dem Laster auf ewig — sie jagt ihn, wie der Sporn das Roß, von euch hinweg, in die Welt, zu neuer Schande, zu gräuelvolleren Thaten, zur völligen Entartung hin.

O Gott des Himmels, ist deine Hölle, wie diese Hölle auf Erden? Die Schule des Bösen, wo der Gefallne zum Bösewicht, der Bösewicht zum Teufel wird? Schlingt die Verdammniß

nur darum ihre Ketten für die Ewigkeit, weil sie auch den letzten Keim des Guten aus dem menschlichen Herzen reißt?

II.

Ecce homo!

Martin näherte sich der furchtbaren Wohnung irdischer Verdammniß, und immer beklommener wurde seine Brust. Das Höchste, was er sich je von Schmerz und Schande gedacht hatte, sollte er erleben. Er ging mit seinen Begleitern durch einen langen Wald. Sie hatten sich den ganzen Weg gütig und freundlich gegen ihn betragen, da ihnen seine Geschichte sehr wohl bekannt war. Jetzt in der ersten Hälfte des Waldes blieb der eine in einem Wirthshause zurück; der andre meinte sie wollten immer weiter gehn. Gegen seine Gewohnheit war er ernsthaft und still, und sah sich immer um, ob sie nicht bald das Haus aus dem Gesicht verlören, das am Eingange einer ausgehauenen Allee lag. Bey der

ersten Wendung des Weges blieb er stehn, und nahm Martin mit zweifelhaftem Schweigen bey der Hand.

„Bruder, sagte er endlich, du thust mir herzlich leid. Wir sind beide allein — lauf in den Wald. Was werden mir und dem Cameraden die paar Ruthenhiebe schaden? Besser, als du steckst vier Jahre in dem höllischen Abgrunde —"

Martin wurde überrascht durch seine Großmuth, und faßte Anfangs mit einigem Vergnügen die Hoffnung seiner Befreyung auf. Aber die Güte des Generals, das Bewußtseyn seiner Schuld, und die Erwägung der Strafe, welche der wackre Soldat für seine Barmherzigkeit ohnfehlbar zu erwarten hatte, stärkten ihn, die angebotne Freyheit auszuschlagen. Nach einigen Stunden erst kam der andre herzu. Er blickte bald Martin, bald seinen Cameraden verwundert an. Dieser fing endlich selbst an, und jetzt erst erfuhr Martin, daß beide sich beredet hatten, ihm und sich selbst auf diese Weise seine Flucht zu erleichtern. Aber auch, als beide ihm vorstellten, wie viel Leiden er sich selbst ersparen,

und

und wie gering das ihrige seyn würde, hielt er sich als Mann, und weigerte sich standhaft, ihre Güte zu benutzen.

Endlich kamen sie zu einer dunkeln Pforte — aber es war nicht die, durch welche man zur Heimath geht. Sie scheidet vom irdischen Leben, wie jene, aber nicht um Ruhe zu geben. Mit Grausen blickte Martin in dem Hofe auf die Gesellschaft, in welcher er leben sollte. Da wandelten freche Gesichter neben tiefbetrübten, kalte Bösewichter neben wahnsinnigen umher. Kurz vor ihm waren fünf Mitglieder einer Diebsbande angekommen. Sie standen noch da, und ruften, wie Martin mit den Soldaten bey ihnen vorbey ging, ihm zu: „Nun, Brüderchen, hast du's auch versehn? Hohl der Teufel das Leben, wer nur erst am Galgen wäre!" Zwar wurde dem frechen Sprecher gleich der Mund durch Drohungen gestopft; aber Martins Brust hatten seine Worte, wie vergiftete Pfeile durchdrungen.

Mit gesenktem Haupte, brennende Thränen im Auge, brennender Gram im Herzen,

wandelte er durch das Hohngelächter der Bewohner dieses Hauses zwischen seinen Begleitern zum Zuchthausverwalter, um ihm übergeben zu werden. Der war ein rauher Mann, — und welche Marter wäre wohl größer, als einem weichherzigen, liebevollen Wesen, das Amt solcher Strafen zu übergeben? Er las die Ordre, welche Martins Vergehn und sein Urtheil enthielt, betrachtete ihn flüchtig, und sagte: „Verflucht weichherzig sind die Herren jetzt. Alles schicken sie her. Mit dem Diebsgesindel hat man Tag und Nacht Plage, und die Mörder soll man sich auch noch aufladen lassen. Auge um Auge, Zahn um Zahn, so war's vor Alters.“ —

„Nun, Patron, weil du einmal da bist, so sollst du auch den Vorzug haben. Du bist zehn Prozent mehr werth, als die Lumpen von Galgenvögeln.“

Er klingelte: ein Zuchtmeister erschien. Der Oberste der Meister befahl ihm, Martin gleich mitzunehmen, und ihm den Will-

kommen*) zu geben. Dann setzte er hinzu, steck' ihn nur in No. 13 — da sind drey Todtschläger — das ist gute Gesellschaft für den Burschen.

Der Zuchtmeister hieß ihn mit einem Fluche gehn. Einen Menschen geißeln war ihm als ein Morgenbrot. Er wußte genau, wie der Zug seyn müßte, um nur Schwielen, oder um die Haut auf, oder um das Fleisch heraus zu hauen. Er war ein klassischer Zuchtmeister, und mußte jeden neuen in Unterricht nehmen. Der gränzenlose Schmerz, welcher aus jedem Zuge des unglücklichen Martins blickte, sein dumpfes, verzweifelndes Schweigen, dünkte ihm Tücke und Verstockung — wo hätte er edlere Gefühle kennen lernen sollen? Mit grimmigem Gesichte schwang er unterwegs die Geißel, um in voraus den Arm gelenk für sein Geschäft zu machen.

*) Es muß hier erwähnt werden, daß der sogenannte Willkommen in den Zuchthäusern Kursachsens abgeschafft ist, und überhaupt viel neue Einrichtungen im Geiste wahrer Humanität gegen Menschen, die dem Wohle der Gesellschaft zu Schlachtopfern geweiht werden mußten, getroffen sind.

Sie kamen an bey der furchtbaren Säule, vom sündigen Blute besprützt. Der Leib des edeln Martins wurde entblößt, er wurde fest an die Säule geschnürt. O schone seiner, Nemesis! Sieh, wie seine Seele leidet, und den Wunsch der Vernichtung als ihren einzigen fühlt! — Bedarf er blutiger Striemen?

Ach nicht die Göttin der Rache, ein fühlloser Mensch schwang über ihm die Geißel. Still wie ein Lamm stand Martin, und zuckte nur, überwältigt von körperlichen Schmerzen. Das empfand der Peiniger übel. Brüllen sollte das Opferthier, nicht geduldig leiden. Warte, Stock, schrie er, die Tücke soll dir vergehen. Die Meisterstücke seiner barbarischen Kunst übte er jetzt, und bewundernd sahn seine weniger geschickten Kunstverwandten ihm zu. Schlag auf Schlag, Blut auf Blut, — zerrissen, zerfleischt, unterlag Martin — er brüllte, ja er brüllte laut, daß kein Zuchtmeister es besser wünschen konnte.

Und war wohl bey einem Mörder ein Schlag zu viel?

Entseelt trugen sie den Armen in die Kammer, wo er vier Jahre wohnen sollte. Empfing ihn ein Auge mit Blicken der Liebe, als er die seinigen wieder öffnete? Reichte ihm ein Freund die Hand zur Hülfe? Einsam war sein Lager — kein Mensch um ihn herum — denn waren die noch Menschen, die, durch Uebung verhärtet, durch Züchtigungen erbittert, ihn mit wildem Gelächter empfingen? Er sollte erzählen, was ihn würdig machte, der ihrige zu heißen. Vergebens winkte die Strafe drohend für jedes laute Wort — um so ämsiger haschten sie jeden unbewachten Augenblick, um ihn in ihre Geheimnisse zu weihn. So schwindelnd tief hatte Martin noch nie in die grausen Abgründe des menschlichen Herzens geblickt. So hatte er nie geahndet, daß der Mensch durch Laster, durch Irrthümer geführt, nach und nach zum Teufel herabsinken kann.

Und wenn er es wurde, wenn er dem Geschlechte zu vergelten fähig wurde, was einzelne gegen ihn verbrochen hatten, wenn je das bessere Gefühl seiner Seele unter dem

Gewichte gränzenloser Schande, und der grausamsten Mißhandlung erstickt wurde — wäre es so wunderbar gewesen? Aber er war unglücklich, nicht lasterhaft. Die rasche That seiner Hand, von Leidenschaft regiert, stellte er sich täglich vor sein Herz, um es zur Geduld in seinen Schmerzen zu stärken. Zu Gott schaute er auf, der ihn verlassen zu haben schien, an den er glaubte, weil sein gutes Herz eine unendliche Güte als nothwendig heischte. So blieb er rein, im Schlamme der Menschheit versunken; aber Schwermuth verzehrte allmählich seine Lebenskraft — Bleich, abgezehrt vermochte er kaum zu thun, was mit Fluchen, und allenfalls mit Geißelhieben von ihm gefordert wurde.

Der Zuchthausverwalter selbst bemerkte endlich die wachsende Schwachheit Martins, und erleichterte ihm seine Lage, denn er war rauh, aber nicht fühllos. Doch nagte der Gram als ein heimlicher Krebs an des Armen jugendlichem Leben. Wenn er auch nicht als ein Lastthier arbeiten durfte, wenn geheime Milde ihm manche Bequemlichkeit und Er-

quickung verschaffte — wer nahm das Andenken an so harte Leiden, wer nahm das Gefühl der Schande von seiner Seele? Wer konnte ihn trösten bey der Erinnerung an jene Zeit, wo er schuldlos und glücklich war?

Langsam schlich die Zeit, und schaudernd blickte er in die Zukunft zu dem entfernten Ziele seiner Erlösung. Hier glaubte er verscharrt zu werden als Missethäter, von niemand beweint, und von Elenden beneidet, die sich ein gleiches Schicksal wünschten. Nicht den Tod, nur diesen Tod fürchtete er. Da wurde er eines Tags zum Zuchthausverwalter entboten. Freundlich ging der Zuchtmeister neben ihm her — aber wie zweydeutig ist die Freude solcher Menschen? Er zitterte vor Furcht — doch kaum öffnete sich die Thür, so lag er vor Freude zitternd, sprachlos, zu den Füßen des Generals.

Er war da, der edle Mann, zum zweytenmale der Bothe des Friedens. Sprich sie nicht aus, mein Geist, die süßen, zärtlichen Worte der Menschlichkeit, die den Lippen des weinenden Greisen entströmten. Kannst du den väterlichen Blick, die freundliche Wehmuth, den

sanften, tröstenden Ton auch aussprechen, das rührende Leben dieser Worte? Ja er brachte Erlösung, er brachte sie selbst, nicht um des rührenden Anblicks willen, aus reiner freudiger Liebe. Zum erstenmale vielleicht drang eine stille Thräne aus den Augen derer, die so oft das Entsetzliche der Menschheit, nie ein Schauspiel wie dieses sahen.

Der General hatte der Worte nicht vergessen, daß er Martin nicht verlassen wollte. So sehr er es wünschte, so konnte er doch von Martin die Strafe nicht abwenden, welche er für die Störung der öffentlichen Sicherheit leiden mußte. Aber als ein halbes Jahr um war, erschien er zum zweytenmale bittend bey seinem Fürsten, und machte Anspruch auf das wahrhaft fürstliche Recht der Gnade. Der Regent hätte fühllos seyn müssen, wenn er dem würdigen Greise seine Bitte versagt hätte! Mit dem Befehle von Martins Erlösung eilte der General unverzüglich ins Zuchthaus. Martin erhielt die Kleider wieder, mit denen er eingetreten war, und Thränen wehmüthiger Freude flossen auf sie aus den Augen des Eigenthümers. Ver-

wundert blickten alle auf, als Martin an seines Beschützers Seite das Haus verließ, mit ihm in seinen Wagen stieg, und davon fuhr. Der Vater dessen, welchen er ermordet hatte — wer vermochte das hier zu fassen?

III.

Belvedere.

Ich schlief in einer Laube, die mich vor den zürnenden Strahlen der Sonne des Sommers schützte. Da träumte mir, ich wäre Zuchthausverwalter in dem Zuchthause der ganzen Welt. Hunderttausend Säulen standen in einem unermeßlichen Saale; hunderttausend Verbrecher waren an die Säulen geschlungen; hunderttausend Zuchtmeister hoben ihre Peitschen begierig auf das Herabfallen meiner in die Höhe gerichteten Hand. Sie sank; und die Geißeln sausten, und die Hunderttausend brüllten blutend, wie das wüthende Meer im Sturme am felsigen Ufer. Da sträubte sich vor Entsetzen mein Haar und meine Seele, und ich wollte fliehn, weit!

weit! bis ich das Brüllen der Gemarterten nicht mehr hörte. Aber die Erde hielt mich fest, der Saal erbebte, die Säulen krachten, die Stricke rissen, und laut aufschreyend, mit grinsender Wuth stürmte die erlöste Menge der Missethäter auf mich ein. Schon packte mich der erste mit nerviger Faust — schon hob der andre den Arm mich zu tödten — da erwacht' ich bebend. Heiß stach auf mein Haupt ein Strahl der Sonne, der sich durch die Blätter gestohlen hatte.

Und ich suchte mir dichtern Schatten, um zu ruhn, und entschlief. Da erschien mir ein Geist, verhüllt in ein weißes Gewand, wie ein Trauernder. Bis zur Sonne reichte sein Haupt, weit über die Erde hinweg sein ausgestreckter Arm. Er faßte mich auf, stellte mich in die Höh, und rief mir zu: sieh dich um!

Ich sah eine Jungfrau, im Schimmer der Schönheit und Jugend, in einem weiten Blumengarten. Auf ihrer hohen Stirn wohnte Gedankenfülle, freundliches Licht der Liebe verklärte ihre Augen. Unter den tausendfarbigen, duftenden Blumen wandelte sie mit forschenden

Blicken, hob die herabhängenden auf, und band sie fest, brach die überflüssigen ab, und wand sie in einen Kranz. Da stürmte ein Haufe von Kindern, mit und ohne Kronen, mit und ohne Sternen, mit und ohne Pallien, von allen Farben, und Ständen, und Geschlechtern, jauchzend und schreyend in den Garten, und durchrannten ihn, um die Schmetterlinge zu fangen, die in den Blumendüften spielten. In den Staub sanken die Kinder des Frühlings, Uranias Lieblinge. Zertreten wurden die zierlichen, prachtvollen Kelche, verwischt der sanfte Schmelz, beschmutzt das lachende Grün, und die Jungfrau floh mit verhülltem Antlitz aus ihrer entweihten Pflanzung.

Das ist die Menschheit! rief der Geist, und das Firmament donnerte es in tausendfachem Echo zurück.

Da zog ein Stern herüber aus Mitternacht, und es tönte wie Wimmern eines Kindes aus seiner Ferne zu mir. Näher und näher kam er, und enthüllte wimmelndes Leben auf seiner Fläche. Da kämpfte ein Heer von blassen, vertrockneten Gestalten um ein Brot, das wie ein Berg vor

ihnen lag. Tausende lagen unter, und ächzten unter dem Fußtritt ihrer Brüder. Tausende stritten mit blutigen Wunden. Den Bruder drängte der Bruder, den Vater der Sohn, um mit den Werkzeugen der Arbeit ein Stück mühsam loszuarbeiten. Aber kaum war der armselige Gewinn errungen, so schwebte ein Heer fremder Vögel mit aufgesperrten Schnäbeln und ausgestreckten Krallen über der wehrlosen Hand, und entriß ihr den neuen Erwerb.

Das ist die Menschheit! rief abermals der Geist.

Da wölbte ein ungeheurer Regenbogen sich um den hellen Himmel. Nicht sein heitres Blau, nicht seine unzählbaren Sterne sah ich mehr, nur die blendende, bunte Farbenrinde. An ihr hingen Millionen durchsichtiger Geister, und tauchten in ihr unter. Erstaunt blickten andre sie an, und folgten begierig ihnen nach. Aber so wie sie ins Freye schwebten, standen sie da, als farbenlose nichtige Schatten. — Immer und immer versuchten sie wieder, und wähnten zu schimmern, wie der schimmernde Bogen, wenn sie in seinen farbigen Wellen sich badeten,

und immer standen sie in nackter Todtengestalt wieder da.

Das ist die Menschheit! rief zum drittenmale der Geist.

Da stieg aus dunkler Tiefe ein Dom hervor, und ründete sich stolz über dem unermeßlichen Horizont. An seinem Himmel prangten Sonne, Mond, und Sterne, aber sie leuchteten nicht. An seinen Wänden schwebten Myriaden Engel, aber sie lebten nicht. Unzählbare Lampen erhellten ihn sparsam. Auf einem erhabnen Gerüste stand eine Pagode, und rief bey jedem Kopfnicken ein mir unverständliches Wort. Eine verhüllte Gestalt, nie dieselbe, bald schrecklich, bald häßlich, bald abscheulich, hielt vor ihr ein Buch, dessen Titel hieß, Aberglaube. Unten auf Reihen von Stühlen und Bänken, saß ein Heer von Pagoden, und riefen jedesmal erwiedernd mit Kopfnicken das nehmliche unverständliche Wort. Eine grelle Dissonanz durchwogte zum Schluß das Gewölbe. Da verwandelte sich der Geist des Buchs in ein leises Lüftchen, und wehte eine Lampe nach der

andern aus. Die Pagode auf dem Gerüste nickte langsamer und langsamer, und entschlief. Mit jeder Lampe entschlief eine Pagode auf den Stühlen. Noch brannte nur Eine Lampe, sie goß in Einem Strahle ein blendendes Licht auf die Entschlafnen, und verschloß. Versunken war alles in Nacht.

Das ist die Menschheit! rief zum viertenmale der Geist.

Ein Crocodil schoß aus einem schlammigen Riesenflusse empor. Wie blutige Sonnen strahlten seine Augen, wie Felsenspitzen standen seine Zähne, als eine flammende Hölle dampfte sein geöffneter Rachen. Da stürzte eine Fluth gewaffneter Menschen auf der Ebne hervor, von einer andern gejagt mit Spießen und Pfeilen, und wurde begraben in dem Rachen des Thiers. Eine andre Menge erhob sich hinter den Verfolgern mit Kürassen und Kolben, und trieben sie unter Geschrey und schrecklichem Waffengerassel vor sich her, bis auch sie von dem Thiere verschlungen wurden. Wieder andre Schaaren strömten herbey, Kämpfer auf Kämpfer drängten sich,

und nimmer leer wurde der Abgrund von blutenden, jammernden Opfern! Mit dem schuppigen Schwanze schlug das Ungeheuer die Erde, daß sie erbebte, und eine Rauchsäule wirbelte aus seinem Rachen, daß die Sonne nicht mehr schien, und in der tartarischen Nacht flammte nichts, als seine glühenden Augen.

Das ist die Menschheit! rief donnernd der Geist — und alle Schlünde der Erde öffneten sich, und in hervorbrechenden Flammen tönte ein heulendes Chor, das ist die Menschheit!

Da ward es Friede. Quellen strömten ruhig von Bergen, und wuschen das Blut der Ebne hinweg. Blumen wuchsen empor, und begrüßten die Sonne mit offnen Kelchen. Frühlingslüfte wehten in den grünenden Zweigen, daß sie sich freundlich küßten. Fröhliche Sänger hüpften in ihnen, und lobten den Herrn. Ein Jüngling lag, mit offnen Wunden, entseelt auf dem Boden. Da schwebte ein Engel herab vom grünenden, blühenden Hügel, und sah mit Thränen der Liebe den

Todten. Und er trat zu ihm hin, und goß aus einer goldnen Phiole Oel in seine Wunden. Wieder aufging das Licht der erstorbenen Augen, neue Pulse des Lebens hoben sein Herz, und seine durchstochene Brust, und die durchschnittnen Sehnen seiner Arme spannten sich wieder, um sie dankbar gegen seinen Retter zu erheben.

Das ist ein Mensch — sprach eine sanfte Stimme hinter mir. Und Harfen erklangen in leisen Melodien zu himmlischen Gesängen, und stiegen lauter und lauter zum begeisterten Lobe des Herrn hinauf. Da blickt' ich zurück — und die trauernde Gestalt des Riesengeistes löste sich auf in einen lächelnden Engel, der heiter und majestätisch langsam zur Sonne emporflog. Und ich sah vor mich hin — schon wich der Gott des Traums von meinem Lager, und öffnete die Thore meiner Sinne — Kleider umgaben den Jüngling und seinen Engel — menschliche Züge wurden die himmlischen — ich sah in dem Jüngling Martin — in dem Engel seinen Retter — wollte hin, um beide zu umarmen —

Da erwacht' ich! Die letzten Strahlen sandte die Abendsonne in die Schatten meiner Laube, heiter und freundlich, wie sie am Morgen wieder erscheinen wollte. Die Zweige rauschten friedlich, und durch die stille Natur schmetterte des Sprossers Feyerlied — schöner, dünkte mich, und freudiger —

O daß mein Abend wäre, wie dieser Abend!

IV.

Liebe um Liebe.

Rasch eilte der General mit Martin nach Rödelsheim zu. Er hatte geschrieben, daß er kommen würde, und den Tag bestimmt. Schon trabten die Pferde den Berg hinauf, an dessen Fuße auf der andern Seite das stille Rödelsheim im Thale sich ausbreitete mit seinen dunkeln Rüstern, seinen reinlichen Hütten — schon waren sie auf der Spitze, und blickten in das geliebte Thal zur Heimath herab. Die herbstliche Sonne vergoldete die Flur, es athmete

alles Ruhe und Liebe in der Landschaft — da schwoll das weiche Herz des Greises; er nahm den befreyten Jüngling bey der Hand, und sagte sanft — Siehst du, hier winkt uns Friede bey der Rückkehr. Sey getrost, mein Sohn — wir werden alle einmal Frieden finden.

Rascher gings den Berg hinab ins Thal durch die Lindenallee, das jugendliche Werk des Generals. Gerührt betrachtete er den graden vollen Wuchs der Bäume, die jetzt in ihrer männlichen Kraft standen, da ihn, der sie pflanzte, schon Schwächen des Alters heimsuchten. Martin sann ernst, und vor sich hin gebückt, wenn auch Er Frieden finden würde. Halt! halt! rief, so laut er konnte, der General — Martin sah auf —

Ein blühendes Weib stand am Wege, und hielt auf dem Arme einen kleinen lächelnden Engel — Elisabeth war's und ihr Kind. Martin fühlte einen Stich im Herzen, als er ihn sah, den unschuldigen Sohn der Schuld. Aber mit vereinter Kraft bestürmten ihn Gefühle des Danks für so viele Wohlthaten des Generals, Mitleid mit der Mutter, Erinnerung

seiner Zusage. Er sprang aus dem Wagen, und sank mit wahrer Inbrunst in die Arme des weinenden Weibes, nahm den Knaben, der ihm freundlich die blonde Locke faßte, küßte ihn mit Thränen, und konnte ihn nicht aus seinen Armen lassen. So mit dem Kinde im Arme, sein Weib an der Hand, kniete er mit ihr zu den Füßen des Generals. Er fand, der große Mann, der gute Mensch, den Lohn, welchen er verdiente, in dem wehmüthigen Entzücken, in den halben, abgebrochnen Worten der Freude, die den Lippen des geretteten Paares entströmten.

Sie gingen zusammen bis ins Dorf zu Martins Wohnung. Da erwarteten sie sehnsuchtsvoll Christine und Leupold, aber dieser mit Thränen des Schmerzens. Anne war krank von Martins und Elisabeths Pflege zurück gekommen. Ihre starke Natur überstand das hitzige Fieber, in welches sie verfiel, aber kaum genesen raubte eine frühzeitige Niederkunft ihr und ihrem Kinde das Leben.

Leupold mußte nach Landessitte das Gut räumen, auf welches er nach dem kinderlosen

Tode seiner Frau kein Recht hatte. Er bedachte sich nicht lange, und ging nach Rödelsheim zu seiner verlassenen Schwägerin Elisabeth, um ihr als Knecht zu dienen. Mit dem treuen Eifer eines dankbaren Herzens nahm er sich ihrer Wirthschaft an, und Martin fand alles im besten Stande. Wo die Kräfte der seinigen nicht hingereicht hatten, da hatte die Gemeine, in steter Erinnerung an die Ermahnungen ihres ehrwürdigen Herrn nachbarlich und freundlich gesorgt.

Dieser erkannte mit Wohlgefallen in dem Verfahren seiner Unterthanen die lenkbare Güte ihrer Herzen. Er war versöhnt mit ihnen — er war getröstet über den Tod seines Sohnes durch so manche erhebende Erfahrung, die er ihm verschafft hatte — und Rödelsheim, einst der liebe Tummelplatz seiner jugendlichen Freuden, gewann für ihn ein neues edleres Interesse. Er beschloß, wieder zuweilen einige Monate hier zuzubringen, wie er seit mehr als zwanzig Jahren nicht gethan hatte. Er ließ die Gemeine außer Martin zusammenkommen, und redete sie also an:

„Er ist wieder unter euch, der vor einem halben Jahre als ein Verbrecher von euch ging. Er hat seine Strafe ausgestanden, und ich weiß, er wird in der Folge keinem unter euch an lobenswürdigen Thaten weichen. Ihr habt in seiner Abwesenheit euch seiner angenommen, und das war rechtschaffen von euch. Denn einer soll dem andern helfen, und nicht erst pharisäisch sagen, ob er besser sey oder schlimmer.“

„Denkt nicht, lieben Leute, daß ich es übersehe, wie ihr das auch aus Liebe gegen mich gethan habt. Ich rufte Gott zum Zeugen, daß ich euch nie wieder sehn wollte, weil ich euch für halsstarrig und lieblos hielt. Ihr habt euch anders bewiesen. Meinen Schwur zu halten, würde Sünde seyn, da ihr die nicht seyd, für die ich euch hielt. Ich will bey euch bleiben, so lange, und so oft mir's die Umstände erlauben —“

Ein freudiges Gemurmel lief durch die Menge, und wuchs allmählich zum jauchzenden Geschrey. Er winkte mit der Hand, und ehrerbietig schwiegen alle.

„Ich habe keinen Sohn mehr — ihr sollt meine Söhne seyn. Was meine Erfahrung, und mein Vermögen unter euch Gutes stiften kann, das will ich redlich thun. Liebt mich als euren Vater —"

Vater, unser Vater — riefen Männer und Weiber, und die Kinder riefen es nach, falteten die Hände, und dachten, es wäre das Gebet des Vaterunsers. Und stand er nicht wie Gott in wirkender Liebe, der Vater dieser Menschen? Freudig boten ihm die Aeltern mit treuherziger Dankbarkeit die Hand, und die Jüngern riefen laut: Es lebe unser Vater hoch, hoch!

Der General erwiederte gerührt diese bedeutenden Zeichen wahrer Liebe. Mit Jünglingsgefühl beschloß er diesen Tag zu feyern. Auf seinen Hof lud er alle, Alt und Jung, bewirthete sie und ermunterte sie selbst zum Tanz. Er saß vertraulich bey den Alten, und sprach mit ihnen von den Begebenheiten ihrer gemeinschaftlichen Jugend. Bey ihren Nahmen nannte er sie, denn er kannte alle. Keiner fehlte, keiner war traurig — nur Martin und Elisabeth scheuten sich vor der lärmenden Freu-

de — sie weckte so manches betrübende Andenken in beyden.

Aber wieviel mächtiger ist das Schicksal, als der Mensch, er wolle Gutes oder Böses? Am folgenden Morgen kam ein fürstlicher Bothe, und brachte einen Brief an den General.

„Sie haben mir gesagt, schrieb der Fürst, daß Sie wünschten, einige Zeit bey Ihren guten Unterthanen in Rödelsheim leben zu können, und ich gönnte Ihnen gern diese Erhohlung. Aber das Wohl Ihres Vaterlandes ruft Sie zurück. Es sind plötzlich Verwirrungen an dem Hofe zu * * vorgefallen, deren Entwicklung ich nur Ihrer Klugheit und Treue anvertrauen kann. Sie werden dieß Geschäft in einigen Wochen vollenden. Kommen Sie gleich nach Empfang wieder her; Sie müssen morgen schon abreisen. — ꝛc.“

Auf eine so schnelle Störung seiner wohlthätigen Freude hatte der würdige Mann nicht gerechnet. Aber er sah ein, er glaubte wenigstens, daß ein Dienst dem Vaterlande geleistet, mehr zu bedeuten hätte, als die Theilnahme an

dem Glück eines Dorfes. Er ging zu Martin hin.

„Ich muß wieder fort, Martin, sagte er zu ihm, wider meinen Willen, doch hoff' ich auf kurze Zeit. Laß dich das nicht bekümmern, ich habe dafür gesorgt, daß es euch ohne mich gut gehn soll. Wenn ich wiederkomme, denk' ich Einrichtungen zu treffen, die alles Uebel heben. Nur Eins empfehle ich dir — geh' bis zu meiner Rückkehr nicht in die Kirche, noch viel weniger zum Abendmahl. Versprich mir das —"

Martin versprachs, wiewohl ungern. Sein Beschützer verließ ihn, und nach einer Stunde Rödelsheim, von allen mit wehmüthiger Liebe gesegnet.

V.

Heilige Einfalt.

Martin konnte unter dem Drucke des Leidens und der Schande sich nicht so schnell wieder herverarbeiten, daß er das Glück seiner jetzigen

Lage mit vollem Herzen geschmeckt hätte. Doch widerstand er den freudigen Regungen nicht, welche sein versöhntes Schicksal jetzt durch alles, was ihn umgab, in ihm erweckte. Mit frischem Muthe besuchte er die Felder, die ihm nun bald wieder Brod geben sollten. Wo er nur hinging, trat ihm ein Einwohner gefällig in den Weg, hieß ihn mit deutschem Händedrucke willkommen und fragte ihn theilnehmend nach dem und jenem. Keiner höhnte oder verachtete ihn. Kam er nach Hause, so fand er ein freundliches Weib, ein liebenswürdiges Kind. Die Arbeit zerstreute die traurigen Gedanken, welche ihn verfolgten. Zwar, wenn sein Blick von ohngefähr auf den Kirchhof fiel, wo der alte Kesseck neben seinem Sohne ruhte, da pochte sein Herz, von schnellem Schrecken ergriffen. Aber glücklicherweise für ihn war kein grünendes Grab die Ruhestätte des Herrn von Leining; auch in der Verwesung vor andern Menschengebeinen noch ausgezeichnet, auch da noch durch schädliche Dünste die Luft für die Lebenden verpestend, ruhten in der kirchlichen Gruft die adlichen Glieder.

Elisabeth hatte im stillen häuslichen Leben, in der mütterlichen Sorge und Freude ihre ganze Heiterkeit wieder gefunden. Sie schien wenig mehr an die Vergangenheit zu denken, und beleidigte durch ihre sorglose Liebe gegen Martin, durch ihre ausschweifende Zärtlichkeit gegen den kleinen Anton, und durch manchen Anfall der alten fröhlichen Geschwätzigkeit den stillen Schmerz, welchen ihr Mann in seinem Busen trug. Er sorgte mit Liebe für sie und ihr Kind, weil er das für seine Schuldigkeit hielt, und die Erfüllung dieser Schuldigkeit gab ihm Zufriedenheit. Aber der frohe Muth der Jugend kehrte nie wieder in seine wunde Brust zurück.

So gingen beyden Eheleuten die ersten Wochen ihres Beysammenseyns vorüber. Daß Martin nicht in die Kirche ging, fiel manchem auf, unter andern auch Elisabeth. Zum Unglück für ihn kam die Zeit, wo Elisabeth zum Abendmahl zu gehen pflegte, noch eher, als der General mit der versprochenen Hülfe, und dieser Umstand störte das noch ungewisse, kaum hervorbrechende Glück seines ehelichen Lebens.

Elisabeth war eine sehr eifrige Christin, wenigstens in ihrer eignen Meinung. Sollte mancher eine andre und bessere haben, so mag er bedenken, daß ein Weib ihres Standes kaum die seinige haben kann. Der Morgen- und Abendseegen, der Kirchgang am Sonntage, und vor allen Dingen je alle achtzehn Wochen der Genuß des heiligen Abendmahls waren ihr gleichsam die himmlischen Flügel, mit welchen sie den irdischen sündlichen Leib nach und nach in den Aether heben könnte. So lange die Transsubstantiation der Beichtpfennige in Brod noch Statt findet; so lange das heilige Air, das geistliche Decorum, wie in vielen andern nicht geistlichen Dingen, die Sache und das Wesen ersetzt; so lange Menschen nach Zahl, Maaß und Gewicht gerechnet, und je Dutzend- oder Schock-, oder tausend-, oder Millionenweise zu statistischen Räderwerken organisirt werden; so lange Symbole mehr gelten als Sachen, Bekenntnisse mehr als Glaube, Terminologie mehr als Vernunft, Ordnung mehr als Geist, und Mechanismus mehr als Selbständigkeit — kurz, so lange wir bleiben wie wir sind, und waren,

wird es immer mehr solche Christinnen geben, wie Elisabeth war, als solche, wie einst die geliebte Jüngerin des Herrn, Maria, gewesen seyn mag. Und läßt sich das so geradezu tadeln? Ist nicht die militärische Taktik die Seele des Siegs? Läßt sich nicht aus dieser Wahrheit folgern, daß die christliche Taktik, die streng-ordentliche Bewegung an gewisse Orte, zu gewissen Zeiten, nach gewissen Regeln ungleich größere Werke in gefühl- und sinnlosen Menschen thun werde, als unberufner, überwallender Enthusiasmus in einem wahrhaft religiösen Menschen? Die genaue Beobachtung des Aeußerlichen ist in einer bestehenden, und auf den Grund eines orthodoxen Systems gebauten Religion der Glaube, wie in monarchischen Staaten die Unterthanentreue in äußerlichem Gehorsam besteht; und Frömmigkeit, oder wahrer Religionseifer, Liebe zur Wahrheit und Tugend kann in einem orthodoxen Christen vielleicht statt finden, gehört aber nicht zu seinem Wesen, wie nach Montesquieu die Bürgertugend in einem monarchischen Staate zwar statt finden kann, aber sein Wesen nicht ausmacht. Daher

verschreien mit Recht orthodoxe Priester jeden als einen Ungläubigen, der aus Liebe zum Neuen, oder zum Sonderbaren bey ihren christlichen Exercierübungen fehlt.

Elisabeth machte sich solcher Vergehungen nicht schuldig. Moralisch gut war sie, unabhängig von ihrem Glauben, wie alle Menschen, so wie sie es seyn konnte. Die exemplarische Beobachtung ihrer christlichen Schuldigkeiten hatte sie während Martins Abwesenheit völlig mit dem Pfarrer ausgesöhnt; er hatte ihr seinen Beyfall über ihr reuiges Benehmen geäußert, sie mit David, Magdalena, und andern Helden und Heldinnen verglichen, und dadurch mit einigem Stolze auf ihre Frömmigkeit erfüllt. Um so weniger konnte sie jetzt fehlen, da sie die Reihe traf. Sie that Martin den Vorschlag, daß sie zusammen zum Abendmahl gehen wollten. Dieser, viel ernster, nachdenkender, als sie, und darum troß seines Mangels an Bildung mehr über die Form erhaben, führte ihr die Warnung des Generals zu Gemüth, und bat sie seine Rückkunft abzuwarten. Er hatte in der That schon oft mit stiller

Wehmuth, und doch mit Freude, an den Morgen gedacht, an welchem er seinem Weibe die Hand zur völligen Versöhnung reichen, und alle alten Schulden im Gefühle christlicher Liebe wegwischen würde. Solche Empfindungen äußerte er jetzt seinem Weibe, und bemühte sich sie von ihrem Vorsatze abzulenken.

Es gelang ihm nicht. Ihre Gutmüthigkeit war schwächer, als ihr Glaube. Mit Thränen bestürmte sie ihn, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen, das heißt, trotz dem Verbote des Generals mit ihr zu gehn. Er blieb unerschütterlich, so wenig er sie an ihrem Vorsatze hindern wollte. Aber am folgenden Morgen, als sie mit roth geweinten Augen vor ihn trat, und ihm die Hand reichte mit der schüchternen Bitte um Vergebung, als er so deutlich sah, wie zwischen ihn und sie aufs neue Zwietracht treten, und der schwarze Engel seines Lebens ihm neue Schmerzen bereiten würde, da mochte er sich kaum bezwingen, bis sie hinweg war, um mit lautem Schluchzen hinzuknien, und Gott zu bitten, er möge ihn erlösen, und dort-

hin nehmen, wo das sturmbewegte Herz allein Ruhe finden kann.

Seine Abwesenheit war auch wirklich dem Pfarrer, wie der ganzen Gemeine aufgefallen. Martin fühlte die Folgen davon in und außer seinem Hause, und erwartete neue traurige Erfahrungen, als plötzlich die Nachricht bekannt wurde, M. Donnerwort hätte einen Ruf in die Stadt ** erhalten. Diese Veränderung war das Werk des Generals. Nicht bloß um Martins, um der ganzen Gemeine willen wünschte er einen sanftern, vernünftigern Prediger nach Rödelsheim. Da ihm das Ansehn Donnerworts bey der Brüdergemeine nicht unbekannt war, so wandte er sich an die Vorsteher, gab ihnen ein getreues Bild von ihrem Günstling, und ersuchte sie, ihn an einen Ort zu bringen, wo er nur als Kanzelredner zu wirken hätte. Die Erfüllung seiner Bitte hatte sich bis jetzt verzogen.

M. Donnerwort nahm den erhaltnen Ruf an. Noch einmal wollte er vor seinem Abzuge seine Stimme kräftig erschallen lassen. Er hielt eine Abschiedspredigt, heftiger, energischer, als

er jemals gepredigt hatte. Als er zur Hälfte war, versagte ihm die Brust ihre Dienste, ein Strom von Blut entquoll seinem Munde, und er wurde ohnmächtig aus der Kirche getragen. Er lag noch einige Wochen krank in Rödelsheim, eh' er einen Ort verlassen konnte, wo jedermann ihn fürchtete, und niemand liebte.

VI.

Portrait No. 3.

Heinrich Wagemann, der ihm bestimmte Nachfolger, kam einige Tage nach diesem Zufalle mit dem Generale nach Rödelsheim, um sein Amt sogleich anzutreten. Er verdient einige Aufmerksamkeit; darum mag er als das dritte Glied des geistlichen Kleeblatts in diesem Buche stehn.

Sein Vater war ein Amtmann, von Hohen und Niedrigen wegen seiner unerschütterlichen Rechtschaffenheit geschätzt. Weniger bekannt war die fromme Güte, mit welcher er im Stillen das Glück aller, die ihm erreichbar

waren,

waren, beförderte. Er arbeitete selbst an der Erziehung seiner Kinder, von denen Heinrich das jüngste war. Die Liebe, diese göttliche Mutter alles Guten, hauchte in diese Kinder einen Geist, dem Geiste ihres Vaters ähnlich. Sie gaben alle die schönsten Hoffnungen, als eine epidemische Krankheit Mutter und Kinder bis auf Heinrich wegnahm.

So wurde diesem in seiner frühsten Jugend die unbegränzte Zärtlichkeit eines Vaters zu Theil, dessen Herz einer Welt genügt hätte, und so pflanzte sich von selbst in Heinrichs Gemüth eine große Zartheit der Empfindung, und heiße Liebe gegen seinen Vater. Er wollte studiren, und seine Fähigkeiten fielen so sehr in die Augen, daß jedermann sich von ihm seltne Dinge für die Zukunft versprach. Als er dreyzehn Jahr alt war, entließ ihn sein Vater aus seiner Aufsicht, und schickte ihn auf eine berühmte Schule.

Als der weiche, feurige Knabe zum letztenmale die Hand seines Vaters küßte, der in stillen Thränen sorgender Ahndung vor ihm stand, da überwältigte ihn der eigne Schmerz,

und das Verlangen, seinem Vater seine Dankbarkeit zu zeigen. Nur durch Tugend konnte er ihm gefallen, und Tugend gelobte er ihm mit schmerzlicher Begeisterung. Ich will gut seyn, Vater, rief er, und umfaßte seine Knie: ich will recht gut seyn — das verspreche ich dir — und wenn mich Verführung lockt, da will ich an deine Betrübniß denken, und ich werde Kraft zum Guten finden.

Selige Zeit, wo der Mensch, noch unbekannt mit seiner Kraft, wie mit seiner Schwäche, seinen Willen für allmächtig hält! Wo noch keine Sorge, keine nähere Kenntniß der Armseligkeit um ihn her, sein Gefühl erkältet, wo die Liebe in sich als in einem Brennpunkte alle Strahlen seines Geistes sammelt!

Glücklich in dem Bewußtseyn seines redlichen Willens, glücklich in dem letzten feierlichen Seegen seines Vaters kam Heinrich an dem Orte seiner Bestimmung an. Er erschrak, als Unordnung, Rohheit, Lüderlichkeit ihn prophetisch empfingen. Ein böser Geist hauchte ihn hier vergiftend an. Was er hörte, was er sah, prägte sich ihm um so tiefer ein, da er im

väterlichen Hause nie ein anders, als das beste Beyspiel gesehn hatte. Geneckt über Empfindungen, die ihm heilig dünkten, verfolgt wegen seiner Weigerung, den Muthwillen der Jugend mitzumachen, schloß er sich einsam ein, und bat in einem rührenden Briefe seinen Vater, ihn wieder zu sich zu nehmen. Er schilderte ihm, so gut er es vermochte, die Gefahren, welche ihn umgaben, die Furcht, daß er unterliegen würde. Der alte Wagemann sah mit Schmerzen seine Ahndungen sich erfüllen. Als der Knabe in unschuldigen Thränen vor ihm stand, hatte ihn der Gedanke erschüttert, wie viel Stürme er noch würde überstehen müssen, um mit männlicher Festigkeit auf dem Wege des Guten fortzugehn. Aber er sah ein, daß der feurige Geist seines Sohnes der Prüfung bedürfte, und schlug ihm väterlich, aber bestimmt seine Bitte ab.

Heinrichs Lebhaftigkeit, gekränkt durch diese Weigerung, von allen Seiten gereizt, widerstand den Lockungen der Thorheit nicht lange. Was für trägere Geister, als er, ein Spiel war, wurde für ihn eine Ausschweifung. Seine

Mitschüler trieben Muthwillen als eine Erhohlung von ernster Arbeit, weil sie keine bessere kannten; er überließ sich dem Feuer, das in seinen Adern glühte, und versäumte das wichtigste über einer kindischen Posse. Vergebens schalten seine Lehrer; zur Liebe von Kindheit an gewöhnt, galt ihm ein harter Vorwurf als Aufforderung seinen Fehler noch weiter zu treiben. Vergebens ermahnte ihn sein Vater; er vergoß Thränen über seinen Briefen, und war nach einigen Tagen wieder der treue Gefährte jugendlicher Ausschweifungen. Vergessen war der edle Vorsatz, gut zu seyn; die Natur behauptete an ihm ihr Recht an alle Menschen, ihnen eine Zeit ihres Lebens die Rolle des Thoren zuzutheilen, — und möchte sie doch keiner länger, als im ersten Sturme der Jugend spielen!

Der Vater konnte sich unmöglich überzeugen, daß das weiche, gutgeartete Herz seines Sohnes sich so ganz geändert haben sollte. Er glaubte den harten Beschwerden seiner Lehrer um so weniger, je einstimmiger sie ihn als einen verstockten und lüderlichen Menschen schilderten; und nahm sich einmal die Freyheit ihnen seine

Meinung über Heinrichs Charakter mitzutheilen. Dadurch erbitterte er sie noch mehr gegen den unbesonnenen Jüngling, und ihre Unzufriedenheit, und seine Ausartung gingen in gleichem Schritte fort. Eine harte thätliche Bestrafung brachte ihn endlich so auf, daß er sich an einem seiner Lehrer verging, und mit Schande von der Schule gejagt wurde. Ein natürlich edles Herz betrachtet jede Strenge als ein Unrecht, das ihm geschieht, und Heinrich reiste trotzig, und ohne Reue nach Hause.

Aber als er in dem Zimmer seines Vaters wieder auf der Stelle stand, wo er ihm vor fünf Jahren gelobt hatte, recht gut zu seyn; als er in seines Vaters Augen abermals Thränen der Rührung, aber einer kummervollen erblickte; da wachte der bessere Geist in ihm auf, und er fühlte sein Vergehen. Diesen Vater konnte er beleidigen! Diesem Vater konnte er das Versprechen tugendhaft zu seyn, nicht halten! Feuriger als je erfüllte ihn der Wunsch, ein guter Mensch zu werden, und er weinte Thränen einer edlen Reue in den Armen seines versöhnten Vaters. Laß mich bey dir bleiben,

Vater, bat er ihn; ich will deine Tugend belauschen, ich will dein Beyspiel in meine Seele prägen, und als einen guten Geist mit in das Gedränge des Lebens nehmen!

Sein edler Vater gewährte dem Jünglinge gern einen Wunsch, dessen Erfüllung ihm nützlicher als die besten Lehren seyn konnte. Heinrich, durch eigene Erfahrung belehrt, wie schwer und selten wahre Tugend sey, achtete auf jedes Wort, und jede kleine Handlung. Jetzt erst erkannte er das Gute, das er als Knabe geliebt hatte. Ein verborgener Geist verband alle Handlungen seines Vaters zu Einem Leben. In seinen Geschäften, seinen Vergnügungen, seinen Wohlthaten, seinen Verweisen sogar war nun Eine Seele. Freude und Kummer entsprangen bey ihm aus Einer Quelle. Vergebens suchte Heinrich nach dem Punkte, in dem seines Vaters ganzes Wesen zusammenfloß.

Einige Monate lebten beyde zusammen, da fiel der Greis in eine gefährliche Krankheit. Die Hülfe menschlicher Kunst war fruchtlos, wie die Thränen des gebeugten Sohnes. Schlaf-

fer wurden die Bande des Lebens, und die leidende Seele fühlte mitten in ihren Schmerzen die Nähe der Erlösung. Da rief der Vater seinen theuren Sohn zu seinem Bette, sprach von seinem nahen Ende, umarmte ihn zärtlich, und ermahnte ihn mit väterlicher Innigkeit zum standhaften Bestreben, ein guter Mensch zu werden.

„Ja, ich will's werden, sagte sein Sohn, in Schmerz vergehend, mein Leben soll ein Denkmahl deines Todes seyn! Aber ich bin so schwach, mein Vater, so unbesonnen, so wankelmüthig! Weisheit wechselt in mir mit Thorheit, Güte mit sinnlicher Schwachheit. Mir fehlt der Geist deines Lebens, mein Vater! O laß mir ihn mit deinem Seegen!"

„Den Geist meines Lebens? sprach der Sterbende mit einem heitern Blicke gen Himmel. Der Geist meines Lebens war Glaube an die Ewigkeit des Guten. Ich fand ihn in dem Glauben an den, dessen Seele eine rein Flamme der Liebe und Tugend war. Sein Vorbild, und jede Spur seines hohen und göttlichen Geistes dienten mir zum Füh-

rer — ich hielt seine Hand fest, und sie ließ mich nicht sinken! Der Mensch muß glauben, mein Sohn! Der Blinde kommt um ohne Zutrauen auf seinen Führer!"

Schmerzen störten die Begeisterung des ehrwürdigen Greises. Der Tod winkte, die Sprache verließ ihn, und er verschied. Die laute Klage des Jünglings rufte ihn nicht ins Leben zurück.

Als er nun in kindlicher Wehmuth vor dem entseelten Körper stand, da sprach noch immer Ruhe und Freundlichkeit aus den Zügen des bleichen Gesichts. Er betrachtete gerührt die Hülle einer schönen Seele. Er dachte der letzten Worte seines Vaters; seine heilige Todtengestalt schwebte ihm vor, als ein Engel, der ihn durch's Leben führen sollte. Er nahm die starre Hand, und gelobte zu glauben, wie sein Vater, um gut zu werden, wie er.

Er suchte den versprochnen Geist nach der väterlichen Anweisung, sobald seine Seele wieder Fassung genug erhalten hatte. Nicht gelehrte Untersuchungen, nicht metaphysische Spekulationen waren sein Augenmerk, er forschte

nach reinem Tugendsinne, nach einem sichern Vereinigungspunkte seiner Wünsche und Kräfte. Die Liebe, als das Centralfeuer der Welt und der menschlichen Seele, fand eine offne Wohnung in seinem weichen Herzen. Mit dichterischer Glut umfing er die höhere Bestimmung des Menschen, und die Bahn d e ß Menschen, dessen Leben nur Tugend und Liebe war, leuchtete auch ihm als eine flammende Sonnenbahn durch's Leben. Ihm gleich wollte er werden, noch vollkommener, als sein Vater. In seinem Namen wollte er die Menschen zur Tugend rufen. Wie Er, wollte er mit Tönen der Liebe dem Sünder Vergebung, und den Ruf zu neuem Leben verkündigen.

Er ging in dieser Absicht, und mit so lebendiger Begeisterung auf die Akademie. Da fand er freylich nicht den Geist seines Vaters. In eine eherne Regel sollte er die Gedanken und Gefühle seiner feurigen Seele fügen. Auf dem engen Wege scholastischer Gelehrsamkeit sollte er Schritt vor Schritt zu der Fähigkeit gelangen, in andre den Geist seines Meisters und seinen eignen zu hauchen. Bald umstarrte

ihn hochstudirte Kälte, bald verwundete ihn leichtsinniger Spott, bald beleidigte ihn unvernünftiger Eifer. Er hatte gehofft, hier Kraft zur Erfüllung seiner edeln Wünsche zu finden, und er wurde nur durch Brodstudien zur Broderwerbung abgerichtet.

In den frostigen Hallen der Theologie erwärmte ihn dennoch sein kindlich frommer Glaube, und das Andenken seines Vaters. Er überstand die harte Lehre, zu welcher sein Entschluß ein Prediger zu werden ihn verdammte, und kam leichtern Herzens in der Aussicht bald auf die Menschen zu wirken zurück. Aber er fand bald, daß er dazu noch andrer Eigenschaften bedürfte, als der, welche ihm nächst der Kenntniß seines Fachs die nothwendigste dünkte, der unbegrenzten Liebe zum Guten, und zu demjenigen, der ihn das Gute lieben lehrte. Rohe Wüstlinge, Sylbenkrämer, Stutzer, Geldseelen aus seiner theologischen Bekanntschaft fanden alle auf geheimen Wegen die gesuchte Beförderung leichter, als er auf dem graden Wege des Verdienstes. Man bedurfte eines Menschen nicht, ja man hinderte ihn vor-

säzlich, der so wenig Klugheit besaß, und augenscheinlich ein Schwärmer war. Sein ungestümes Dringen auf den G e i st des Glaubens brachte ihn in den Verdacht, er achte den heiligen Mechanismus der Religion für nichts. Seine freymüthigen Aeußerungen über manchen Lehrsatz erwarben ihm den Ruf der Ketzerey, oder doch seltsamer Meinungen. Die Aufgeklärten verachteten, die Rechtgläubigen haßten ihn. Unendlich gekränkt mußte er sich endlich in die Stille zurück ziehn; und zu seinem Glücke reichte sein väterliches Erbtheil zu seinen Bedürfnissen, und zu mancher Wohlthat gegen andre hin.

Als der General sich mit dem Gedanken trug, für seine Gemeine zu Rödelsheim einen andern Prediger aufzusuchen, und schon manchen Candidaten nach geheimer Prüfung verworfen hatte, hörte er einmal den schon ältlichen Wagemann predigen. Dieser hatte aus Gefälligkeit gegen einen kranken Geistlichen die Kanzel wieder betreten, von welcher er seit Jahren entfernt war. Es rührte ihn sehr, wieder an dem Orte zu stehn, den er in seiner

Jugend mit so inniger Liebe betrachtet hatte. Er sprach von dem Geiste des Guten, der in dem Menschen wirken soll, ohne dichterische Worte, ohne äußerlichen Schmuck, mit der starken Empfindung seines tugendhaften, liebevollen Herzens. Der General kannte ihn dem Rufe nach als einen abenteuerlichen Menschen. Oft hatte sich in seiner Gegenwart der Witz an dem alten Candidaten geübt, und ihn als einen Quäker, Rosenkreuzer, als einen zweyten Jakob Böhme dargestellt. Um so aufmerksamer war er auf seine Predigt, um so tiefer griff in seine Seele die kunstlose Beredtsamkeit, das reine Feuer seiner Rede. Er hörte, er fühlte die herzliche Theilnahme des Redners an dem, was er sagte. Längst gewohnt, die Urtheile der Menschen fade, unüberlegt, kindisch zu finden, beschloß er den Mann näher kennen zu lernen, und erkohr ihn, sobald er ihn kannte, zur allgemeinen Verwunderung zum Nachfolger Donnerworts, indem er den weit gelehrtern, und beliebtern Feldprediger überging, der sich um die sehr einträgliche Stelle beworben hatte.

Aber der General hielt im Ganzen viel auf specielle Consequenz, oder einseitige Bildung. Nach seiner Idee sollte der Soldat ganz Soldat seyn, der Jurist ganz den Rechten, der Landwirth ganz seiner Wirthschaft leben. Ein Prediger, der nicht mit ganzer Seele sich für die Religion, die er lehren sollte, interessirte, war ihm verächtlich, oder, wenn die Noth ihn dazu trieb, mitleidenswürdig. In jedem Fache war ihm der lieber, welcher es mit einer gewissermaßen intoleranten Begeisterung umfaßte, als der, welcher in eingebildeter Philosophie für alle Sättel gerecht seyn wollte. Liebe und Haß hielt er für die Triebfedern der Menschheit, und der ganzen Welt, und behauptete oft, daß alles aufhören würde, wenn es auf einmal allen Menschen einfiele, nach den Gründen ihres Thuns und Lassens, ihrer Zu- und Abneigung zu fragen. Das erlaubte er nur Gott, und mit Einschränkung seinen Stellvertretern auf Erden.

Diese Meinung gab dem Christlichen Wagemann in seinen Augen einen entschiedenen Vorzug. Es genügte ihm zu wissen, er sey bey seinem Enthusiasmus ein durchaus red-

licher Mann, um ihn zum geistlichen Führer seiner Unterthanen zu bestimmen.

VII.

Das Mahl des Herrn.

Mit alter Begeisterung trat Wagemann in seinen neuen Kreis. Was seine Seele in ihren erhabensten Augenblicken mit seliger Ahndung gedacht hatte, das schien ein guter Genius ihm jetzt noch gewähren zu wollen, da er schon weit über die Mittagslinie jugendlicher Wärme hinaus war. Gleichweit entfernt von der egoistischen brausenden Begierde des Jünglings, der nur wirken, nur seine Meinung, seine Pläne, seine Ideale in Licht und Leben darstellen will, wie von der kalten Weisheit des Alters, dessen Seele Enthusiasmus so fremd und unbehaglich ist, als den erstarrten Beinen der Tanz, übernahm er das schwere Geschäft, der geistige Vormund einer ungebildeten Menge zu werden; doppelt schwer in Zeiten, wo die Stimme der Weisesten und Edelsten sich laut gegen den Mißbrauch

vormundschaftlicher Rechte jeder Art zu erheben anfing. Die großinquisitorische Strenge Donnerworts hinterließ ihm die Furcht der Gemeine, als ein Amtsinventarium, und es mußte ihm um so leichter werden, auch die Liebe seiner Gemeine, als die eigentliche Frühlingssonne menschlicher Tugend, zu erwecken.

Der Erste, welcher auf seine Sorge Anspruch machte, war Martin. Er ging mit dem Generale zu ihm hin. Die Reinlichkeit und Ordnung im Haus und Hof, das bescheidne Wesen der Hausgenossen, das offne Gesicht Martins, die kindische Anhänglichkeit des Knaben, die achtende Liebe Elisabeths und der andern erhöhten den schmerzlichen Eindruck, welchen die kummervolle Miene des Leidenden auf ihn machte. Martin konnte sich einer Anwandlung von Furcht nicht erwehren, als er den Geistlichen hereintreten sah. Die chirurgische Kälte des Feldpredigers, der blinde Eifer Donnerworts erschütterten noch in der Erinnerung seine Ruhe, an welcher sie sich einst so schwer versündigt hatten. Aber die ersten Worte des liebreichen, in jeder Geberde wie in jedem Ge-

fühle menschlichen Wagemanns drangen ihm mit sanfter Gewalt ans Herz, und verdrängten die krampfhafte Kälte aus seiner Brust.

Weinend vor Freude bat Martin den Pfarrer, ihn zum Abendmahl anzunehmen. Im Zuchthause hatte er es zwar mit den übrigen Gefährten seines Schicksals genossen. Der Prediger hatte ihn auch wie gewöhnlich ermahnt. Aber in der harten kalt verweisenden Rede dieses Mannes, welcher des Bösen im Anblick gewohnt war, und sich zu unglücklich in seinem Geschäfte fühlte, um es mit dem Zartgefühle der Liebe zu besorgen, hatte Martin nichts tröstliches, nichts erbauliches für sein trostloses Gemüth gefunden. Und als er hinging, um das Gedächtniß des gütigsten aller Menschen zu feyern, und Zuchtmeister ihn und die andern, nicht wie verirrte Schaafe, wie wüthende Wölfe, die man an Ketten halten muß, zum Mahle der Liebe führten, da war es ihm gewesen, wie kein rechtes Abendmahl, und sein Herz hatte nur das Gefühl seiner Verworfenheit, nicht die bessernde Kraft der Liebe durchdrungen.

Darum sah er sich so an, als wäre er seit der unglücklichen That noch nicht von seinen Sünden entbunden worden. Das aber dünkte ihm nothwendig, wenn er zur Ruhe kommen sollte. Es lag ihm noch immer etwas auf dem Herzen, bis er die tröstlichen Worte der Vergebung hörte. O spotte der Einfalt nicht, die ihren Abstand von der ewigen Majestät fühlt, und jedes Mittel ergreift, sich das Bewußtseyn eines reinen Herzens zu verschaffen! Lehrt sie nicht, auch irrend, ein reines Herz sey die eigentliche Würde, das höchste Bedürfniß der Menschheit, und keine Ruhe dem möglich, der sich selber entehrt?

Schwer war bey dieser Gemüthsstimmung ihm die Prüfung geworden, welche der Befehl des Generals und seines Weibes fromme Schwäche ihm auferlegt hatte, und jene Bitte an Wagemann strömte ihm aus voller Seele. Sie wurde mit Liebe angenommen. Lange hatte der General still neben beiden gestanden.

„Ich gehe mit Dir, rief er endlich. Sind wir nicht alle arme, mit Fehlern erfüllte Menschen? Gebohren unsre Tugenden auszuwech-

seln, unsre Schwächen zu ertragen, um im Ganzen etwas werth zu seyn, da wir einzeln nichts sind? Man soll nicht sagen, daß ich mich besser zu seyn dünke, als einer in dieser Gemeine. Nehmen Sie auch mich zum Abendmahl, Herr Wagemann! Ich fasse seinen Sinn als Greis, den ich als Jüngling nicht faßte."

Am folgenden Sonntage standen beyde unter denen, welche das Gedächtnißmahl Jesu feiern wollten. Dunkle Gefühle der Reue, der Hoffnung, der Freude verdunkelten und erleuchteten wechselsweise die Seele Martins. In ernster Ueberlegung einer langen Reihe verflossener Jahre war der General versunken. In dem Wechsel seines Lebens hatte er nun alles erfahren, was Menschen erfreuen und betrüben kann. Manche goldne Aernte war vor ihm aufgegangen am Morgen, um am Abende zernichtet zu werden. Die Täuschungen der Liebe, der Freundschaft, die Phantome der Ehre waren bald entzückend, bald erschreckend vor ihm erschienen. Wie sein Körper nur noch als Rinde den morschen Stamm um-

schloß, so war ihm von den Freuden des Lebens wenig mehr, als die bezeichnende Hülle, übrig geblieben. Ueber der Erde schwebte sein Geist, und sah die labyrinthischen Krümmungen seines Lebens mit Verwunderung, mit stillem Sehnen nach der geraden, leuchtenden Straße eines bessern Lebens.

Da trat der Prediger auf den Altar. Er sprach von dem Höchsten, Besten des Menschen. Er zeigte, wie der Mensch als Kind daher taumle, immer nach dem Nächsten greife, und seine Ahndung des Bessern oft nur durch den rastlosen Wechsel kindischer Vergnügungen kund gebe; wie zu allen Zeiten wenige als Sterne der Menschheit durch frommen, unerschütterlichen, rastlos wirksamen Tugendeifer geleuchtet hätten; wie Jesus Christus, nicht zufrieden, selbst das hohe Ziel zu erringen, auch andere zum Heiligthume hätte führen wollen.

„Wir sind eins, sagte er, denn wir sind Christen. Aber worin sind wir's, oder sollen wir's seyn? Nicht um den Nahmen war's dem zu thun, der groß genug war, um keines Nah-

mens zu bedürfen. Einen hohen Bund der Tugend wollte er aufrichten; alle Menschen, weise und einfältige, gute und sündige sollten in dem Glauben an ihn die Kraft der Seele, das göttliche Streben, den nie wankenden, alles aufopfernden Eifer für die Tugend finden, den er in seiner Seele fand. Darum vereinigte er seine Jünger bey dem Mahle, dessen Andenken wir feyern, darum empfahl er ihnen sein Gedächtniß, darum stellte er Einheit in Liebe als das Grundgesetz für die Gemeine seiner Bekenner auf.

„Einheit in Liebe, meine Freunde! Hier an dieser Stätte, bey dieser Gedächtnißfeyer des Liebenswürdigsten und Besten ist keiner höher, oder besser, oder weiser, als der andre. Der würdige ist der Christ, der Christusähnliche Mensch, der den Adel dieses Nahmens fühlt, und durch ihn von heiliger Begierde seiner werth zu seyn begeistert wird. Hier soll kein irdisches Trachten, keine kleinliche Sorge des Lebens, kein eitles Werthschätzen seiner selbst, kein unbrüderliches Zürnen, hier soll ihn nur Vertrauen, Liebe, Tugend beseelen.

Er soll den Geringern ohne Verachtung, den Höhern ohne Neid ansehn. Er soll willig seyn zu leiden, um andre zu beglücken. Er soll glauben an die unendliche Liebe, deren Reichthum sich über alle ausgießt; er soll sein eignes Selbst in Demuth, in Versöhnlichkeit, in Wohlthätigkeit, in Vertrauen hingeben, um ein edleres Selbst zu finden. Er soll in dem brüderlichen Kreise weniger Christen das Band erkennen und ehren, das von der ewigen Güte ausgeht, und Menschen an Menschen, Welten an Welten bindet.

„Nahe sich denn dem geheiligten Mahle seines göttlichen Vorbilds, wer Kraft und Muth hat ihm nachzufolgen. Wessen Brust von heiliger Liebe des Guten schwillt, wessen Herz fern ist von Stolz, von Rachsucht, von Eitelkeit, von Wollust, der nahe sich im Vertrauen auf den, welcher Macht hat, alle zu beglücken, die ihn mit Kindestreue lieben. Seegen über ihn und Vergebung von Gott, wie er den Menschen Seegen und Vergebung gelobt!“

Der General und Martin traten zuerst zum Altare. So hatte jener es gewollt. In stiller Rührung flossen die Thränen der versammelten Gemeine, und kaum konnte Wagemann die Worte aussprechen, welche sein Amt ihm auflegte, als beyde vor ihm nieder knieten. Hand in Hand gingen sie um den Altar. Da winkte aus einem steinernen Monument das Gespenst des Ermordeten dem Vater und dem Mörder. Fester drückte der General Martins Hand in seine, und riß ihn hinweg, von der schauerlichen Stätte, zitternd wie er, um aus Einem Kelche ewige Versöhnung und brüderliche Liebe mit ihm zu trinken. Und als die andern in erhebender Andacht gefolgt waren, und das letzte stille Gebet zu Gott aufstieg, heiliger, herzlicher, als jemals; da fiel der kinderlose Greis dem Mörder seines Sohnes um den Hals, und drückte ihn an seine Brust mit Thränen der Liebe und der Wehmuth: und jede liebende Thräne des Greises zog einen Stachel aus Martins wunder Seele.

VIII.

Liebe.

Martin hatte an dem feierlichen Tage in der schonenden Liebe seines Wohlthäters, in dem frommen Glauben an die ewige Liebe, nicht Heiterkeit, aber Ruhe gefunden. Die harten Leiden der Vergangenheit wirkten an ihm, was sie an jedem guten Menschen wirken, sie gaben seiner Seele eine Richtung nach oben, ein rastloses Sehnen nach dem Unvergänglichen, was natürlicherweise nur bey dem in voller Kraft seyn kann, der in eingreifenden Prüfungen die Flüchtigkeit, den geringen Werth des Irdischen tief und bitter fühlte. Sein eignes Selbst auf Erden war für ihn kein Gegenstand mehr, der Sorge und Mühe werth; er lebte andern, seinem Weibe, seinem Sohne, und allen, denen er leben konnte.

Aber Elisabeths Heiterkeit verlor sich immer mehr. Sie zeigte ihm oft eine Zärtlichkeit, die sein Innerstes erschütterte, aber je weicher sie gewesen war, desto reichlicher flossen im Stillen ihre Thränen, desto sichtbarer wurde

dann ihre Schwermuth. Er glaubte etwas in seinem Betragen versehn zu haben, und war schonender, liebreicher als vorher. Umsonst! Wenn er sie fragte, warum sie so traurig wäre, erwiederte sie nur mit einem innigen, wehmüthigen Blicke: Nichts, guter Martin! Er dachte, ob vielleicht seine eigne Niedergeschlagenheit sie so kränkte, und bemühte sich, heiter, ja lustig zu scheinen. Aber ihre Traurigkeit nahm in dem Grade zu, in welchem er seinem Betragen den äußern Anschein der Fröhlichkeit gab.

Sie wurde trauriger, und körperlich elender. Ihre blühende Farbe verlosch; sie welkte mit jedem Monat sichtbar dem Grabe entgegen. Er bot ihr oft die Hülfe des Arztes an; der General und der Pfarrer drangen wie er in sie; aber dann war sie jedesmal noch heftiger erschüttert, und er mußte sie endlich ihrem Schicksal überlassen.

Es griff ihm sehr ans Herz, sie so zu sehen. Er hatte sie einst mit seltner Herzlichkeit geliebt; sie war ihm noch jetzt theuer, als Vermächtniß seines redlichen Schwiegervaters, und als

Mutter seines angenommenen Sohns, der seine Sorgfalt schon durch manche väterliche Freude belohnte. Ihr beyderseitiges Unglück hatte ihm überdieß gegen sie eine zarte Schonung, eine innige Theilnahme eingeprägt, die allerdings in diesem, zu steter Arbeit und Sorge verdammten Stande etwas seltenes sind. In der Kindeseinfalt seines Herzens flehte er zu Gott um ihr Leben.

Aber sein Flehen fand keine Erhörung. Zwey Jahre nach ihrer Verbindung glich Elisabeth der Jungfrau nicht mehr, die einst der Schmuck des Dorfes gewesen war. Jeder Tag raubte ihr einen Theil der ihr noch übrigen Kräfte; und als die ganze Natur zu neuem Leben erwachte, sank sie ermattend auf das Siechbett und starb langsam hin.

Er saß, der es so treu mit ihr meinte, in der letzten Nacht ihres Lebens an ihrem Bette, und überdachte kummervoll seine getäuschten Hoffnungen, den zerstörenden Wechsel seines Lebens. Elisabeth schlief ruhig, wie es schien. Plötzlich fuhr sie auf, richtete die Augen starr auf Martin, und sank matt wieder auf ihr Lager hin.

„Martin, sagte sie mit den leisen Tönen ihrer zerrütteten Brust, Martin, das ist meine letzte Nacht. Ich habe den Vater gesehen; er winkte mir, und neben ihm stand der Heiland, und sagte: Er hat dir vergeben, und Gott hat dir auch vergeben. —

„Aber ich könnte doch nicht ruhig sterben, wenn du mir nicht vergeben hättest. Du armer Mensch, den ich um Jugend, Glück und Leben gebracht habe! So leichtsinnig bin ich gewesen, so habe ich dich in meinem Leichtsinn ins Verderben gerissen! —"

„O sprich nichts mehr — sagte er mit heißen Thränen — Du wirst dir Schaden thun. —"

„Ich thue mir keinen Schaden mehr, Martin! Wir scheiden nun. Und weil wir scheiden, und du so gut warst, und ich dich so viel gekränkt habe — darum will ich auch nichts auf dem Herzen behalten, und dir alles sagen, ehe ich sterbe!"

Traurige Ahndungen bewegten sein Herz. Aber seine Betrübniß versagte ihm die Sprache.

„Ich Thörin — ich vergaß meiner Schande, des Blutes, das ich über dein Haupt gebracht, meines sterbenden Vaters, den Gram um mich getödtet hatte — der unmenschlichen Leiden, die du um meinetwillen erduldet hattest. Ach Martin, ich vergaß das alles, und hoffte, du würdest noch mit mir glücklich seyn, du würdest — mich noch als Weib lieben können."

Ein entsetzliches Licht strahlte in die Seele ihres Mannes. Er starrte sie schweigend an.

„War ich's denn werth? — Durften diese sündigen Arme dich umfassen? — Nein, nein! —"

Der heftige Schmerz bewegte ihren Körper, sie dachte zu ersticken. Er nahm ihre Hand, und drückte sie an seine nasse Wange.

„Gräme dich nicht — sprach sie wieder — weine nicht! Verachte mich nicht — laß mich ruhig sterben! Ich konnte es freylich nicht überwinden — mir war immer, als hättest du mir nicht vergeben. Aber nicht wahr du hattest doch — Martin, du hast mir vergeben?"

Er warf sich laut weinend auf sie hin, und umfaßte den sterbenden Körper. „Sorge für

mein Kind," seufzte sie noch. Er drückte seine Lippen auf ihre kalten, und jammerte trostlos. Sie erwiederte seine Küsse nicht. Mit der ersten Berührung war ihre Seele getröstet entflohn.

Und so fahre wohl, du Gebeugte, Getröstete, fahre wohl, und geh dahin, wo du einst den wieder finden wirst, den deine Seele liebte. Fahre wohl! O daß die Seele deines Geliebten in bangen Seufzern um dich verginge, und sein Leib an deinem ruhte!

Aber er lebt, und erliegt auch diesem Schmerze nicht, der unter so vielen nicht erlag. Aus unzähligen Wunden blutet sein Herz, und eine feindselige Macht läßt seine offnen Quellen nicht versiegen. Er klagt, und ruft bey deinem Leichnam den Engel des Todes, um ihn zu trösten; aber statt seiner kommen nur Menschen, um mit ihm zu klagen!

Leupold und Christine kamen auf Martins Geschrey herbey. Sie war dahin; noch stand die Thräne der Liebe auf ihrer eingesunkenen Wange. Der letzte Augenblick hatte, wie es schien, durch ein Lächeln des Glücks die Züge ver-

wischt, welche der Kummer in Jahren eingegraben hatte. Da standen ihre Freunde neben ihr, und hätten so gern ihr Jugend und Leben mit ihren Thränen wieder erkauft.

Der harte Schlag übermannte Martins Stärke. Er wollte verzweifeln, und stieß unaufhörlich Vorwürfe gegen sich selber aus, die Christine und Leupold nicht verstanden. Sie wagten nicht von ihm zu gehn, aus Furcht er möchte sich ein Leid anthun. Endlich ging Christine mehr aus Angst, als aus Ueberlegung, um den kleinen Anton zu hohlen. Der unschuldige Knabe lief auf Martin zu, und rief nach seiner Gewohnheit, Vater, Vater! — Da fand der Verzweifelnde wieder Licht in seinem Leben, wieder Eigenthum auf der Erde! Ja ich bin dein Vater, rief er, nahm den Kleinen, und drückte ihn getröstet an seine Brust.

In Martins Hause wohnte jetzt die Stille, welche dem Hinscheiden eines geliebten Angehörigen folgt. Leise tritt der Zurückgebliebene auf, um den Schlummernden nicht zu wecken, der so bleich, so entstellt vor seinen Augen liegt.

Aber die Erde nimmt ihn, und erst dann erkennt der Trauernde, es sey Todtenschlummer.

Die schmerzhafte, und doch theure Sorge für die letzten Bedürfnisse des in Staub sinkenden Menschen, nahm lindernd in den Tagen bis zu Elisabeths Beerdigung den Kummer von Martins und der andern Herzen. Die Begräbnißfeyer nahm ihren Anfang. Martin folgte schweigend dem Sarge, in welchem seine Elisabeth ruhte. Er sah sie in Gedanken vor seinen Augen mit goldnen Flügeln, in weißen Kleidern, mit dem Lächeln, in der Schönheit eines Engels, und sein Herz erhob sich in Liebe zu ihrer verklärten Gestalt. Einzelne Thränen entfielen ihm, aber es waren Thränen der Liebe, und der Freude, und höchstens eines stillen Gebets, daß Gott auch ihn bald so glücklich machen möge.

Mit solchen Gefühlen sah er es an, wie das letzte Unterpfand ihres irdischen Daseyns in die Grube sank. Der kleine Anton auf Christinens Armen begegnete seinen nassen Augen. Es waren die Züge der Mutter, es war sie selbst — und der Schmerz, der ihn über-

wältigen wollte, verlor sich in dem Gedanken: Ihn will ich lieben, wie ich sie geliebt haben würde.

Dennoch wurde er von nun an immer ernster, immer in sich gekehrter, und selbst die freundlich väterliche Sorge des Generals, und der belehrende und tröstliche Umgang des Pfarrers konnten ihm nicht auch nur den Schatten von Heiterkeit wiedergeben. Sein stilles Wesen, die dunkeln Worte, welche ihm zuweilen plötzlich die Stärke eines aufwallenden Gefühls abdrang, brachten ihn bey manchem flachen Menschen in den Verdacht, er sey tiefsinnig. Nur der General und der Pfarrer durchschauten ihn, und liebten und ehrten ihn, als ihren Bruder.

Nach acht Jahren, binnen welcher Zeit er mit Wagemann für das Wohl seiner Unterthanen unermüdlich thätig gewesen war, starb der General im vier und siebzigsten Jahre. Es war kein Einwohner in Rödelsheim, der ihn nicht aufrichtig beweint hätte. Alle folgten seiner Bahre, und der laute, kindliche Schmerz der Menge war die schönste Todtenfeyer des edeln Greises. Nur Martin trug den neuen

Raub, welchen das Schicksal an ihm verübte, mit anscheinender Ruhe. Aber Nachts, wenn alles schlummerte, stahl er sich oft aus seinem Hause, und kniete hin auf das Grab seines Wohlthäters. Da vor den Augen der ewigen Liebe flossen die Thränen der seinigen. Da gab sich seine Seele ihren verborgenen Schmerzen, ihren dunkeln Ahndungen und Wünschen hin.

IX.

Martins Todtenklage.

Die Erde hält dich nun im kalten Arm,
Die rastlos schaffende, zerstörende,
Das offne Grab des Lebens, das sie gab.
Ruhst du auch wohl? Die enge Mauer, schließt
Sie weich und zart sich deinem Leibe an?
Und bettet sich ein Lager deinem Haupt
Von Mutterhänden gütig zubereitet?
Ach daß ich Blumen hätte, sie zu streun
Zum Schimmerbette deinem Leichenschlaf;
Daß liebend dich umfinge dieser Arm,

Und meine Brust an deiner endlich ruhte!
Daß ich dich hielte, selbst entschlummert, bis
Im freudigen Erwachen neuer Jugend
Der erste Gruß des Freundes mir ertönte!
Du bist so starr, so stumm, — du hörst den Ruf,
Den leisen Klageton der Liebe nicht,
Die hier um deine Ruhestätte seufzt.
Zu deinem Ohre dringt kein zärtlich Wort,
Dein Auge sieht des Freundes Thräne nicht.
Ein starker Arm ergriff dein theures Leben,
Und riß es aus der Hülle, die es barg.
Wo schwebt es nun? In welchen Räumen lebt
Der milde Sinn, die Güte wieder auf,
Das Göttliche in dir? Wo suchest du
Zu neuer Tugendsaat ein neues Feld?
O komm zurück in meine wunde Brust
Und hauch' ihr deinen Gottesfrieden ein!
Ergieß in mich den himmlisch hohen Geist,
Vermähle dich mit mir in Seelenliebe!
Nur einen Lichtstrahl sende mir herab,
Mir einen Boten deiner Herrlichkeit,
Ein theures Denkmal deines Angedenkens!
Doch unaufhaltsam reisset Gotteskraft
Dich deines schönern Lebens Sternenbahn.

Im raschen Feuer deiner Geisterjugend
Beginnst du nun das Höhere zu schaffen.
Gedanken werden That. Das stille Hoffen
Der Erde steht in heller Glorie da,
Und einem Thron des Geisterreichs genügt
Die Liebe, die auf Erden still gewirkt.
Ein flücht'ger Traum der Kindheit, oft gestört
Durch leichte Schmerzen, wie die Kindesbrust
Sie fühlen mag, verliert sich hinter dir
In zauberischer Nacht dein menschlich Seyn
Vor neuer Sonnen frischem Morgenstrahl.
Einst schwebten auch um mein noch junges Herz,
Wie Engel, Träume eines schönern Lebens.
Es ging die Unschuld vor aus meiner Brust
Und stand vor mir, die in mir selber war
In ihrer Gottheit reichem Jugendschmuck.
Da rufte mir die Sonne: Freue dich!
Da brauste Wonne mir der Wald entgegen,
Und in dem regen Leben der Natur
Umfingen tausend Wesen mich mit Liebe.
Am klaren Bach, den Pappeln frisch umgrünten,
In dem die Sonne ihre Strahlen kühlte,
An dessen Ufern Nachtigallen schlugen,

Da stand ich, freudigblickend in die Flut,
Und mochte gern mein Bild darinnen sehn,
Weil es so lieb und reizend zu mir sprach.
Am Felsensturz, in heil'ger Eichennacht,
Vom Mondesstrahl in Silberglanz gekleidet,
Umwölbt vom hohen Sternenhimmel, stand
Ich dunkler Rührung voll, und Geistern ähnlich
Durchschauerten mich göttliche Gedanken.
Einfältig, als ein Zögling der Natur,
Begriff ich meiner Träume Deutung nicht.
Ich fasse sie! Dieß allgewalt'ge Sehnen,
Das mich zu dir und zu den Sternen reißt,
Der ew'ge Durst nach Ruh und Liebe mahnt
Mich an die beßre Welt, von guten Geistern
Dem innern Sinn des Kindes schon vertraut.
Was ich im Bach, am Sternenhimmel sah,
Was meine Brust mit trunkner Wonne hob
Im Anschaun heil'ger blühender Natur,
Des Hohen, Schönen, Urbild wohnet dort,
Und glücklicher, als ich, wohnst du bey ihm.

Nun ist versunken mir in düstre Nacht
Der heitre Sternenhimmel meiner Brust.
Nun ist die Erde mir ein Riesengrab,
In dem Verzweiflung ihre Glieder streckt.

Nun ruft zur Freude mich die Sonne nicht,
Das rege Leben nicht zur Freude mehr.
In meiner Brust bewaffnet sich das Schrecken,
Und jagt dem Mörder unerbittlich nach,
Nie weichend von dem Tritte meiner Fersen!
Bist du ein Bote des Friedens? Sandte dich
Der freundlichen Mächte eine meiner Klage?
Blutiger Schein umflammt dein bleiches Haupt!
Dunkel ist dein Gewand! Dein Auge droht!
O weh! weh! weh!
Gespenst, das meine Seele rächend treibt,
Zürnender Diener der furchtbaren Vergeltung,
Schrecklichster Sohn der nachtbedeckten Erde,
Weiche, weiche von mir!
Der Sturmwind heult! Die Nacht umhüllt mich dichter!
Die Eule ruft ihr banges Lied! Der Tod
Durchwandelt dieser Gräber ernsten Kreis.
Die blut'gen Todten, sie erstehen mir,
Ihr Fluch umbrauset mein erschrocknes Ohr.
Wer rettet, rettet mich von ihrem Grimm?
Als Richter, angethan mit Königsschmuck,
Auf seinem goldnen Throne, rund umflossen

Von heil'ger Seelen Jubelchor erscheint
Mir Gottes Sohn. O dieses Auge spricht,
Wie deines sprach: in diesen Zügen lebt
Der Geist von deinen Zügen. Rasch entflieht
Das Schrecken von der Liebe süßem Wort.
Vergebung tönt's aus deinem Grabe mir,
Aus allen Gräbern tönt Vergebung mir.
In der Verklärung Lichtgewande schwebt
Ihr über ihnen, freundlich zu mir winkend;
Und Himmelsharmonien wogen nieder,
Der Todtenruf verstummt, der Rachegeist
Verbirgt in dicht'res Dunkel sich auf ewig!
Seyd mir willkommen, ihr geliebten Schatten
Der seel'gen Freunde! Blickt mich gütig an!
Nehmt meiner Thränen Opfer liebreich auf!
O daß mein Herz bey eurem Anschaun bräche,
Und in der Erde ruhte mein Gebein!
Daß mich bedeckend frisches Leben grünte,
Und unter Blumen meine Seele schliefe!

X.

Ruhe.

Langsam und bange schlichen die Jahre des einsamen Martins. Niemand vertraute er seinen Schmerz, seine Sehnsucht. Wenn der Pfarrer mit liebreichen Worten ihm Trost und Muth zusprach, drückte er ihm dankbar die Hand; aber seine Seele fand keine Ruhe.

Anton wuchs heran, und wurde ein braver und schöner Jüngling. Er wählte sich ein liebenswürdiges und gutes Mädchen, und Martin richtete ihm Hochzeit aus. Zum erstenmale seit vielen Jahren strahlte wieder Heiterkeit in seinen Mienen. Als er im frohen Getümmel der glücklichen Jugend einsam saß, Thränen im Auge, sinnend, — niemand wußte ob vor Wehmuth, oder vor Freude, da setzte sich der Pfarrer zu ihm hin, und wünschte ihm Glück, daß er noch so viel Freude an seinem Sohne erlebte.

„Sie haben Recht, Herr Pfarrer, sagte Martin, es ist viel Freude um mich — aber

doch nicht in mir," setzte er mit schnellen Thrä-
nen hinzu.

„Das thut mir Leid — Er schien doch so heiter! —"

„Ich ahnde Erlösung," sagte der Bauer.

Wagemann blickte ihn forschend an. Diese innige Wehmuth befremdete ihn. Er wollte nicht weiter in ihn dringen, weil er schmerzhaften Erinnerungen nicht mehr Stärke geben wollte.

Vorüber gingen die Tage der Freude, Martin blieb derselbe. Still war er immer, und sinnend; aber er schien über Hoffnungen zu sinnen, die er niemand preis gab, selbst dem Pfarrer nicht, den er mit so vielem Zutrauen liebte. Vergebens bemühte sich dieser, ihm ein Geheimniß abzugewinnen, von dem er nichts Gutes ahndete; er fand nur, daß das Andenken an die gewaltsamen Erschütterungen seines Lebens seine schreckende Kraft noch nicht in Martin verlohren hatte.

Antons junge Frau gebahr einen Sohn, und Martin hielt ihn zur Taufe. Alle waren gerührt über die Freude, welche mit seltner Ge-

walt aus allen Worten und Mienen Martins hervorbrach, und die doch mit seiner Schwermuth so innig vermählt schien. Er wurde zerstreuter, als er je gewesen war; er schien oft zu träumen, und der Pfarrer selbst fing an, für seinen Verstand zu fürchten. Aber wenn er mit ihm sprach, fand er ihn so vernünftig wie jemals.

Als der Knabe ein Vierteljahr alt war, übergab Martin seinem Pflegesohne die Wirthschaft als sein mütterliches Erbtheil. Er weinte heftig, als er es that. Wagemann, welcher zugegen war, fragte ihn um die Ursache seiner Betrübniß.

„Ich bin nicht betrübt, sagte er ihm, als beyde allein waren. Soll mich's denn nicht rühren, daß ich eine Last bis hierher getragen habe, unter welcher ich oft verzweifeln zu müssen glaubte! Herr Pfarrer, als ich vor dem Tode kniete, und für den Knaben zu leben versprach, da wußt' ich, daß ich das Schwerste erwählt hatte. Gottlob! es ist vorüber — ich bin frey — ich bin quitt."

„Das ist er, Martin, und Gott bereitet ihm ein fröhliches Alter in der Liebe seiner Kinder.“

„Ein fröhliches? wiederhohlte er zweifelnd — und setzte nach einer Pause weich hinzu — ich werde Ruhe finden! —“

Einige Tage nachher wachte die junge Frau um Mitternacht auf. Sie sah Martin an ihres Kindes Wiege stehn. Er bückte sich, und küßte es. Das Kind rührte sich, und er ging schnell hinaus.

Am Morgen war er nicht da. Sie warteten vergeblich bis auf den Abend. Die Frau erzählte, was ihr erst jetzt auffiel. Anton lief zum Pfarrer um Rath — auch diesen überfiel die Furcht, daß den Unglücklichen seine Schwermuth zu einem traurigen Schritte geleitet hätte. Die Gegend wurde durchsucht; sie fanden keine Spur.

Die junge Frau fiel indessen auf den Gedanken, in Martins Sachen nachzusuchen. Seine Bibel lag auf dem Tische; sie schlug sie auf; ein beschriebener Zettel fiel heraus.

„Ihr lieben Kinder, lebt wohl! Gott bewahre euch vor Unglück und Sünde. Grüßt den guten lieben Herrn Pfarrer, und ich danke ihm tausendmal für den Trost, den er mir oft gegeben hat. Zieht den kleinen Martin zur Frömmigkeit auf, daß er glücklicher werde, als ich. Betet alle für mich, daß ich endlich mit Ehren Ruhe finden möge."

Sie wies den Zurückkommenden den Zettel. Anton liebte seinen Pflegevater, der mit beyspielloser Liebe und Treue für ihn gesorgt hatte, mit gränzenloser Dankbarkeit. Er beschloß ihn aufzusuchen bis ans Ende der Welt, und machte sich mit Leupold auf den Weg.

Ihr Suchen war lange vergeblich. Endlich führte sie der Zufall in ein Wirthshaus, wo Martin übernachtet hatte. Mühsam verfolgten sie seine Spur, und gelangten so bis ins kaiserliche Lager vor Weissenburg. Die Linien waren gestürmt worden. Vergebens drängten sie sich durch die Truppen, und forschten nach ihrem Freunde, den sie darunter vermutheten. Schon wollten sie an der Erfüllung ihrer Wünsche verzweifeln, als ein Dragonerregiment bey

ihnen vorüberzog, das im Treffen sehr gelitten hatte. Sie hörten, daß ein Unterofficier zu seinem Hauptmann sagte — „Das müssen Landsleute von ihm seyn.“

„Sehn so aus, sagte der Hauptmann. Vielleicht wollen sie auch Dienste nehmen. Wenn sie so brav sind, wie der, bin ich's gern zufrieden.“ Der Unterofficier ritt an sie heran, und fragte sie, woher sie wären. Sie sagten es, und wiederholten an ihn die Frage, die sie schon oft vergeblich gethan hatten.

Es war wirklich Martin, von dem der Hauptmann gesprochen hatte. Man wußte nicht, ob er gefangen wäre oder todt.

Sie ließen sich die Gegend bezeichnen, und gingen hin, ihn zu suchen. Manchem Todten schauten sie in das blutige Antlitz, manches Sterbenden letzten Seufzer faßten sie auf. Endlich fand Anton den todten Vater. Aus seiner treuen Brust quoll Blut. Sein gequältes Herz schlug nicht mehr. Keine Thräne drang mehr aus seinen gebrochnen Augen.

Und sie weinten lange über dem geliebten Todten. Dann gruben sie mit den Säbeln

der Erschlagenen ein Grab, und senkten ihn hinein. Mit leisem, wimmerndem Tone sangen sie, „Nun laßt uns den Leib begraben,“ während ihre zitternden Hände ihn mit Erde bedeckten. Dann gingen sie traurig zurück in ihre Heimath.

Und er ruht dort, der im Leben keine Ruhe fand.
Um seine Stätte grünet frisches Leben,
Und unter Blumen schlummert seine Seele.

Epilog.

Der Geist deß Menschen schlief in dunkler Tiefe. Da weckten Träume des Lebens ihn zu neuer Kindheit auf. Und er wandelte durch finstre Gänge, furchtsam tappend an ihren Wänden, vergebens suchend nach ihren Thoren. Ein breiter Eingang leuchtete ihm entgegen. Er trat hinaus, und blickte ins Freye. Zerfetzt und blutig krümmten sich die Gefallenen auf dem Schlachtfelde, wo auch sein Herz ausgeblutet hatte; er selber unter ihnen. Mörder!

rief es ihm zu mit tausend Stimmen. Mörder! rief drohend sein eigner Leichnam zu ihm hin. Und er wollte vergehn, und wünschte, zum zweytenmale zu sterben.

Aber zu schlanken Stämmen bildeten sich die durchbohrten Leiber der Sterbenden, zu schattigen Cronen ihre Häupter, zu blühenden Zweigen ihre blutenden Arme. Aus jedem Bluts-tropfen der Erde stieg eine Blume mit goldnem Kelche. Heller und heller wurde es vor dem seligen Geiste; ein Paradies winkte ihm mit mannigfaltiger Schönheit, und unbekannte Kräfte gehorchten ihm mit neuem Leben. Da schwebt' er hin in dunkler, freudiger Ahndung der Herrlichkeit, die seiner harrte.

Und vier schimmernde Engel kamen über die Blumen ihm freundlich entgegen, streckten die Arme nach ihm hin, und riefen ihn mit Blicken und Worten der Liebe. Hier trennen, so riefen sie ihm zu, keine Fehler Selige mehr. Komm in das glückliche Land, wo auch der Feind versöhnt und glücklich weint in dem Arme des Feindes.

Da erkannte er sein Weib, ihren Vater, den Retter seines Lebens, und den Jüngling, den er einst im Zorne durchbohrte. Mit Armen der Liebe umschlangen sie ihn, und küßten sanft die Thränen der Freude von seinen Wangen.

Von dem Verfasser dieses Romans sind bey G. J. Göschen erschienen.

Graf Friedrich von Werben. 2 Theile. Mit einem Titelkupfer. 1802. 8.

Athanasia. Ein Denkmal der persönlichen Zusammenkunft Kaiser Alexanders von Rußland und König Friedrich Willhelm des Dritten von Preußen. 1802. 8.

L
X VII.89
1. Q.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kähler, Ludwig August,

Bauer Martin der Mörder

Leipzig 1803

P.o.germ. 699 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112113-5